



Leseprobe

Elizabeth George

Im Angesicht des Feindes
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 752

Erscheinungstermin: 20. Oktober 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Inspector Lynleys achter Fall in großartiger Neuausstattung.

Die zehnjährige Charlotte ist spurlos verschwunden. Sofort hat ihre Mutter, die konservative Politikerin Eve Bowen, einen Verdacht. Nur Dennis Luxford kommt für sie als Täter infrage, der Chef eines berühmten Skandalblattes und Vater ihrer unehelichen Tochter. In Eves Augen ist die ganze Angelegenheit ein abgekartetes Spiel, um ihre Karriere zu ruinieren und gleichzeitig Luxfords Zeitung zu riesigen Auflagen zu verhelfen. Inspector Lynley ermittelt – und sticht in ein Wespennest aus Affären, Lügen und schmutzigen Geheimnissen.



Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

Buch

Die zehnjährige Charlotte ist spurlos verschwunden. Und sofort hat ihre Mutter, die konservative Politikerin Eve Bowen, einen Verdacht. Für sie kommt nur Dennis Luxford als Täter infrage. Denn er ist nicht nur der Vater der kleinen Charlotte, dem sie jeglichen Kontakt mit ihrer Tochter untersagt hatte, sondern auch der Chef einer berühmten Boulevardzeitung. Eves Verdacht erhärtet sich, als Luxford einen Erpresserbrief erhält: Um Charlottes Leben zu retten, müsse er sich zu seiner Erstgeborenen bekennen und zwar in seinem eigenen Blatt. Eve Bowen erscheint dies alles als abgekartetes Spiel, das ihre Karriere ruinieren und Luxford riesige Auflagen verschaffen soll. Rigoros lehnt sie jede Zusammenarbeit mit der Polizei ab und untersagt Luxford, den Forderungen des Erpressers Folge zu leisten. Schließlich einigen sich die beiden darauf, dass Luxford einen Bekannten, den Gerichtsmediziner Simon St. James, mit verdeckten Nachforschungen betraut. So kommt Inspector Lynley erst zum Einsatz, als Charlotte tot aufgefunden wird. Doch dann geschieht das Unfassbare: Ein weiteres Kind wird entführt – Leo, Luxfords ehelicher Sohn. Nach und nach taucht hinter Politaffären und Presseskandalen ein düsteres Geheimnis auf, das tief in der Vergangenheit begraben war – in einer grausamen verwirrten Seele ...

Weitere Informationen zu Elizabeth George
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Elizabeth George

Im Angesicht
des Feindes

Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch von
Mechtild Sandberg-Ciletti

GOLDMANN

Zum Gedenken an Freddie La Chapelle

1948–1994

*Ich schenke dir Unsterblichkeit
auf die einzige bescheidene Weise,
die mir zu Gebote steht.*

Geh mit Gott, mein lieber Freddie.

Denn weder Mensch noch Engel auch vermag
Die Heuchelei mit hellem Blick zu schauen,
Das einz'ge Laster, das nur Gott allein
Erkennen kann –

John Milton, Das verlorene Paradies

ERSTER TEIL

Charlotte Bowen dachte, sie sei tot. Sie öffnete die Augen in Kälte und Dunkelheit. Die Kälte war unter ihr und fühlte sich an wie die Erde in der Gartenerne ihrer Mutter, in der sich unter dem unablässigen Tropfen des Wasserhahns außen am Haus eine feuchte Stelle gebildet hatte, die grün war und muffig roch. Die Dunkelheit war überall. Drückend wie eine schwere Decke lag die Schwärze auf ihr, und sie kämpfte mit den Augen gegen sie an, um aus dem endlosen Nichts eine Form herauszuschälen, die ihr sagen würde, dass sie nicht in einem Grab lag. Anfangs rührte sie sich nicht. Sie streckte weder Finger noch Zehen aus, weil sie die Wände des Sarges nicht fühlen wollte, weil sie nicht wissen wollte, dass der Tod *so* war, während sie doch geglaubt hatte, er käme mit Heiligen und Sonnenglanz und schaukelnden und Harfe spielenden Engeln.

Sie lauschte angespannt, hörte jedoch keinen Laut. Sie schnupperte, aber es war nichts zu riechen außer dem Moder feuchter alter Mauern. Sie schluckte und nahm das flüchtige Aroma von Apfelsaft wahr. Der Nachgeschmack reichte, um die Erinnerung zu wecken.

Ja, er hatte ihr Apfelsaft gegeben. Er hatte ihr eine Flasche gereicht, mit aufgeschraubtem Deckel und feucht glänzenden Tröpfchen auf dem Glas. Er hatte gelächelt und einmal kurz ihre Schulter getätschelt. »Du brauchst keine Angst zu haben, Lottie«, hatte er gesagt. »Das würde deine Mama nicht wollen.«

Mama. Sie war es, um die es ging. Aber wo war sie? Was war mit ihr geschehen? Und Lottie? Was war mit Lottie geschehen?

»Es hat einen Unfall gegeben«, hatte er gesagt. »Ich soll dich zu deiner Mama bringen.«

»Wohin?«, hatte sie gefragt. »Wo ist Mama?« Und dann, lauter, weil sich ihr Magen plötzlich ängstlich verkrampft hatte und ihr

die Art, wie er sie ansah, gar nicht gefallen hatte: »Sagen Sie mir, wo meine Mama ist. Sagen Sie es mir. Auf der Stelle!«

»Ist ja gut«, hatte er hastig versichert und sich dabei umgesehen. Genau wie ihrer Mama war ihr lautes Benehmen auch ihm peinlich. »Beruhig dich, Lottie. Sie ist in einem Gästehaus der Regierung. Du weißt doch, was das ist?«

Charlotte hatte den Kopf geschüttelt. Sie war ja erst zehn Jahre alt und hatte wenig Ahnung, was die Regierung eigentlich tat. Für sie bedeutete »in der Regierung sein« nur, dass ihre Mutter jeden Morgen vor sieben aus dem Haus ging und meistens erst nach Hause kam, wenn sie selbst längst schlief. Ihre Mutter fuhr in ihr Büro am Parliament Square. Sie ging zu Besprechungen im Innenministerium. Sie ging ins Unterhaus. Freitagnachmittags hielt sie Sprechstunde für ihren Wahlbezirk in Marylebone, während Lottie, in ein Zimmer mit gelben Wänden abgeschoben, in dem gewöhnlich der Exekutivausschuss des Wahlbezirks tagte, ihre Schularbeiten machte.

»Benimm dich«, pflegte ihre Mutter zu sagen, wenn Charlotte am Freitagnachmittag nach der Schule eintraf, und mit vielsagender Kopfbewegung auf das gelbe Zimmer zu weisen. »Ich möchte keinen Mucks von dir hören, solange wir hier sind, verstanden?«

»Ja, Mama.«

Darauf pflegte ihre Mutter zu lächeln und zu sagen: »Schön, jetzt gib mir einen Kuss und drück mich einmal ganz fest.« Ihr Gespräch mit dem Gemeindepfarrer oder dem Pakistani aus dem Lebensmittelgeschäft in der Edgware Road oder dem Grundschullehrer oder jedem anderen, der gerade zehn Minuten der kostbaren Zeit seiner Abgeordneten für sich abzweigen wollte, unterbrechend, drückte sie Lottie in einer steifen, schmerzhaften Umarmung an sich, gab ihr einen Klaps auf den Po und sagte: »Ab mit dir.« Dann wandte sie sich mit einem Lächeln – »Kinder!« – wieder ihrem Gesprächspartner zu.

Die Freitage waren die schönsten Tage. Nach der Sprechstunde fuhr Lottie mit ihrer Mutter zusammen nach Hause und erzählte ihr, was sie die Woche über getrieben hatte. Ihre Mutter

hörte zu. Sie pflegte zu nicken, Lottie ab und zu das Knie zu tätscheln, dabei aber, knapp am Kopf des Chauffeurs vorbei, unverwandt zur Straße hinauszublicken.

»Mama«, sagte Lottie dann wohl nach einer Weile mit einem gequälten Seufzer, weil es ihr nicht gelang, die Aufmerksamkeit ihrer Mutter von der Marylebone High Street auf sich selbst zu lenken. Mama brauchte doch gar nicht auf die Straße zu schauen. Sie fuhr doch gar nicht selbst. »Ich *rede* mit dir. Wonach schaust du dauernd?«

»Ich gebe Obacht, Charlotte. Und ich würde dir raten, das auch zu tun.«

Aber anscheinend hatte sie nicht genug Obacht gegeben. Doch ein Gästehaus der Regierung? Was war das? So was wie ein Ferienhaus?

»Fahren wir jetzt zu dem Gästehaus?« Lottie hatte den Apfelsaft schnell hinuntergespült. Er schmeckte ein bisschen merkwürdig – gar nicht richtig süß –, aber sie trank ihn, weil sie wusste, dass es unhöflich gewesen wäre, einem Erwachsenen gegenüber undankbar zu erscheinen.

»Ja, da fahren wir jetzt hin«, hatte er gesagt. »Deine Mama wartet dort.«

Das war alles, woran sie sich mit Klarheit erinnern konnte. Danach war alles verschwommen. Die Augen waren ihr schwer geworden, während sie durch London fuhren, und innerhalb von Minuten, wie ihr schien, war sie nicht mehr fähig gewesen, ihren Kopf hochzuhalten. Undeutlich meinte sie sich erinnern zu können, dass jemand in freundlichem Ton gesagt hatte: »So ist es recht, Lottie. Mach ein kleines Nickerchen«, und eine Hand ihr behutsam die Brille abgenommen hatte.

Als ihr das einfiel, schob Lottie in der Dunkelheit ihre Hände zu ihrem Gesicht hinauf, die Arme dabei so dicht wie möglich an ihren Körper gedrückt, damit sie nicht die Wände des Sarges streifen, in dem sie lag. Ihre Finger berührten ihr Kinn und kletterten langsam ihre Wangen hinauf. Sie tasteten sich zu ihrem Nasenrücken. Ihre Brille war weg.

Das machte in der Dunkelheit natürlich nichts. Aber wenn das Licht anging ... Doch wie sollte in einem Sarg Licht angehen?

Lottie holte einmal vorsichtig Luft. Dann noch einmal. Und noch einmal. Wie viel Luft?, dachte sie. Wie lange, ehe ... Und warum? Warum?

Die Kehle wurde ihr eng, und in ihrer Brust stieg es heiß auf. Ihre Augen brannten. Ich darf nicht weinen, dachte sie, nur nicht weinen. Keiner darf sehen ... Aber hier konnte man ja nichts sehen. Hier war nichts als undurchdringliches Schwarz auf Schwarz. Das ihr die Kehle zudrückte, es in der Brust heiß aufsteigen ließ und die Augen brennen machte. Nicht weinen, dachte Lottie. Bloß nicht weinen.

Rodney Aronson lehnte sich mit seinem Pferdehintern an das Fensterbrett im Büro des Chefredakteurs. Er spürte, wie sich die Lamellen der alten Sonnenjalousie in seinen Rücken drückten, während er aus einer Tasche seiner Safarijacke den Rest Nusschokolade herauskramte, den er sich aufgehoben hatte, und ihn mit der Hingabe eines Paläontologen, der gewissenhaft jedes Bröckchen Erde von den ausgegrabenen Überresten eines prähistorischen Menschen entfernt, aus der Silberfolie schälte.

Drüben, am Konferenztisch, saß locker und entspannt Dennis Luxford im Hochsitz, wie Rodney den Chefsessel zu nennen pflegte. Mit einem breiten Lächeln, das sein Koboldgesicht zu einem Dreieck verzog, hörte sich der Chefredakteur den letzten Bericht des Tages über die Strichjungen-Sause an, wie die Fleet Street den Vorgang in der letzten Woche getauft hatte. Der Bericht wurde vom besten Reporter ihrer Zeitung *The Source* mit beträchtlichem Feuer vorgetragen. Mitchell Corsico war dreiundzwanzig Jahre alt, ein junger Mann mit einer närrischen Vorliebe für Cowboykleidung, der über den Instinkt eines Bluthunds und die Sensibilität eines Barrakudas verfügte. Er war genau der Mann, den sie in dem gegenwärtigen, von parlamentarischen

Seitensprüngen, öffentlicher Entrüstung und Sexskandalen angereicherter Klima brauchten.

»In seiner Erklärung von heute Nachmittag«, sagte Corsico gerade, »hat unser hochgeschätzter Herr Abgeordneter von East Norfolk behauptet, seine Wählerschaft stehe wie ein Mann hinter ihm. Er sei unschuldig, solange seine Schuld nicht erwiesen sei, et cetera und tralala. Der loyale Parteivorsitzende versichert, der ganze Aufruhr sei allein die Schuld der Sensationspresse, die wieder einmal versuche, der Regierung das Wasser abzugraben.« Corsico blätterte auf der Suche nach dem dazugehörigen Zitat in seinen Notizen. Nachdem er es gefunden hatte, schob er seinen geliebten Stetson auf den Hinterkopf, warf sich in Pose und zitierte: »Es ist kein Geheimnis, dass die Medien entschlossen sind, die Regierung zu stürzen. Die Strichjungen-Affäre ist lediglich ein weiterer Versuch, die Richtung der parlamentarischen Auseinandersetzung zu bestimmen. Aber wenn die Medien im Sinn haben sollten, die Regierung zu vernichten, werden sie auf würdige Gegner treffen, die, sei es nun in der Downing Street, in Whitehall oder in Westminster, nur darauf warten, den Kampf aufzunehmen.« Corsico klappte seinen Block zu und schob ihn in die Hüfttasche seiner abgetragenen Jeans. »Nobel geht die Welt zugrunde«, sagte er abschließend.

Luxford kippte seinen Sessel nach hinten und faltete seine Hände auf seinem beneidenswert flachen Bauch. Sechsendvierzig Jahre alt, mit dem Körper eines jungen Mannes und vollem aschblondem Haar dazu. Man sollte ihn abmurksen, dachte Rodney finster. Es wäre eine Erlösung für seine Mitarbeiter im Allgemeinen und Rodney im Besonderen, aus seinem eleganten Schatten heraustreten zu können.

»Wir brauchen die Regierung gar nicht zu stürzen«, sagte Luxford. »Wir brauchen nur in aller Ruhe zuzusehen, wie sie sich selbst den Garaus macht.« Zerstreut spielte er an seinen Hosenträgern aus Paisleyseide. »Hält Mr. Larnsey immer noch an seiner ursprünglichen Geschichte fest?«

»Wie ein Klammeraffe«, sagte Corsico. »Unser ehrenwerter

Herr Abgeordneter von East Norfolk hat sein früheres Statement über das, wie er es nennt, »unglückselige Missverständnis, das daraus entstand, dass ich letzten Donnerstagabend in einem Auto hinter dem Bahnhof Paddington saß«, noch einmal bekräftigt. Er habe Informationen für den Ausschuss für Drogenmissbrauch und Prostitution gesammelt, behauptet er.«

»Gibt es denn einen Ausschuss für Drogenmissbrauch und Prostitution?«, fragte Luxford.

»Wenn nicht, können Sie sich darauf verlassen, dass die Regierung *sofort* einen einsetzen wird.«

Luxford verschränkte seine Hände im Nacken und kippte seinen Sessel noch eine Spur weiter zurück. Er hätte nicht zufriedener aussehen können über die Entwicklung der Dinge. In der laufenden Regierungsperiode der Konservativen hatten die Sensationsblätter des Landes bereits alle möglichen Geschichten aufgedeckt: von Abgeordneten, die Geliebte hatten, die uneheleiche Kinder hatten, die mit Callgirls verkehrten, die autoerotischen Neigungen frönten, die zwielichtige Immobiliengeschäfte machten, die fragwürdige Verbindungen zur Industrie unterhielten. Dies jedoch war eine Premiere: ein konservativer Abgeordneter, der so *in flagranti* wie überhaupt möglich ertappt worden war – in inniger Umarmung mit einem sechzehnjährigen Strichjungen hinter dem Bahnhof Paddington. Das war der Stoff, aus dem Auflagenträume gemacht waren, und Rodney sah Luxford an, dass er im Geist schon die nächste Gehaltserhöhung ausrechnete, die man ihm wahrscheinlich geben würde, wenn die Bücher abgeschlossen und der Gewinn eingestrichen war. Der gegenwärtige Lauf der Ereignisse machte es ihm leicht, sein Versprechen, die *Source* zum meistgelesenen Blatt des Landes zu machen, zu erfüllen. Der verdammte Kerl hatte wirklich Schwein. Aber nach Rodneys Meinung war er nicht der einzige Journalist in London, der das Talent besaß, eine unerwartete Gelegenheit beim Schlafittchen zu packen wie der Jagdhund den Hasen und einen Knüller aus ihr herauszuschlagen. Er war weiß Gott nicht der einzige Krieger der Fleet Street.

»In spätestens drei Tagen lässt der Premierminister ihn fallen«, prophezeite Luxford. Er warf Rodney einen Blick zu. »Was meinen Sie?«

»Ich würde sagen, drei Tage sind ein bisschen lang, Den.« Rodney grinste im Stillen über Luxfords Gesicht. Der Chefredakteur hasste es, wenn man seinen Namen abkürzte.

Luxford bedachte Rodneys Antwort mit zusammengekniffenen Augen. Kein Dummkopf, unser guter Dennis, dachte Rodney. Aber er hätte es ja auch nicht so weit gebracht, wenn er sich der in seinem Rücken gezückten Dolche nicht stets bewusst gewesen wäre.

Luxford wandte seine Aufmerksamkeit wieder Corsico zu. »Was gibt's sonst noch?«

Corsico hakte die einzelnen Punkte an seinen Fingern ab. »Larnseys Frau hat gestern erklärt, sie stehe voll hinter ihrem Mann. Ich habe aber aus guter Quelle gehört, dass sie heute Abend aus der gemeinsamen Wohnung auszieht. Dafür brauche ich einen Fotografen.«

»Rod wird sich darum kümmern«, sagte Luxford ohne einen weiteren Blick zu Rodney. »Weiter?«

»Die Konservativen von East Norfolk treffen sich heute Abend, um die ›politische Lebensfähigkeit‹ ihres Abgeordneten zu erörtern. Ich habe einen Anruf von einem Insider bekommen, der sagt, dass man Larnsey um den Rücktritt bitten wird.«

»Sonst noch etwas?«

»Wir warten auf einen Kommentar des Premierministers. Ach ja. Eins noch. Ein anonymer Anruf. Angeblich hätte Larnsey schon immer ein Faible für halbwüchsige Knaben gehabt, auch schon in der Schule. Die Ehefrau sei vom Tag der Hochzeit an nur Fassade gewesen.«

»Was ist mit dem Strichjungen?«

»Der hält sich im Moment versteckt. In der Wohnung seiner Eltern in South Lambeth.«

»Wird er reden? Kann man von den Eltern etwas erwarten?«

»Daran arbeite ich noch.«

Luxford senkte seinen Sessel nach vorn. »Gut dann«, sagte er und fügte mit seinem dreieckigen Lächeln hinzu: »Machen Sie weiter so, Mitch.«

Corsico tippte kurz an seinen Stetson und ging zur Tür, durch die in diesem Moment Luxfords Sekretärin eintrat, eine Frau von sechzig Jahren, die mit zwei Briefstapeln zum Konferenztisch ging. Stapel eins bestand aus geöffneten Briefen und wurde links vom Chefredakteur deponiert. Stapel zwei enthielt ungeöffnete Briefe mit dem Vermerk *Vertraulich* oder *Persönlich* und wanderte auf Luxfords rechte Seite. Dann holte die Sekretärin den Brieföffner aus dem Schreibtisch ihres Chefs und legte ihn genau fünf Zentimeter von den ungeöffneten Briefen entfernt auf den Tisch. Sie brachte den Papierkorb und stellte ihn neben Luxfords Sessel. »Sonst noch etwas, Mr. Luxford?«, fragte sie ehrerbietig wie jeden Abend, bevor sie ging. Ein Flötensolo, Miss Wallace, antwortete Rodney im Stillen. Auf die Knie, Weib! Und stöhnen Sie gefälligst dabei. Er musste unwillkürlich lachen bei der Vorstellung, wie Miss Wallace – wie immer in Tweedrock, Twinset und Perlenkette – zwischen Luxfords Schenkeln kniete. Um seine Erheiterung zu verbergen, senkte er hastig den Kopf und betrachtete den Überrest seiner Schokolade.

Luxford war dabei, die ungeöffneten Briefe durchzusehen. »Rufen Sie meine Frau an, bevor Sie gehen«, sagte er zu seiner Sekretärin. »Ich werde wahrscheinlich spätestens um acht zu Hause sein.«

Miss Wallace nickte und marschierte in ihren soliden Schuhen mit den Krepptsohlen lautlos zur Tür. Zum ersten Mal an diesem Tag allein mit dem Chefredakteur, rutschte Rodney vom Fensterbrett, als Luxford nach dem Brieföffner griff und sich die Korrespondenz zu seiner Rechten vornahm. Rodney hatte Luxfords Vorliebe, an ihn persönlich gerichtete Briefe eigenhändig zu öffnen, nie verstehen können. In Anbetracht der politischen Richtung der Zeitung – so weit links von der Mitte wie möglich, ohne rot oder kommunistisch genannt oder mit einem weitaus

unliebenswürdigeren Etikett versehen werden zu können – konnte ein mit *persönlich* gekennzeichneter Brief leicht eine Bombe enthalten. Da wäre es doch klüger, ein Fingerchen oder Äuglein von Miss Wallace zu riskieren, anstatt sich selbst einem Verrückten als Zielscheibe anzubieten. Aber Luxford war natürlich nicht gewillt, es so zu sehen. Nicht, dass er sich Miss Wallaces wegen Sorgen gemacht hätte. Vielmehr pflegte er zu erklären, es sei die Aufgabe des Chefredakteurs einer Zeitung, höchstpersönlich das Ohr am Puls der Öffentlichkeit zu haben. *The Source*, pflegte er zu erklären, würde die begehrte Spitzenreiterposition im Kampf um die Auflagenzahlen ganz sicher nicht erreichen, wenn der Chefredakteur seine Truppen von der Etappe aus dirigierte. Kein Chefredakteur, der sein Geld wert sei, verliere je den Kontakt zu seiner Leserschaft.

Rodney beobachtete Luxford bei der Lektüre des ersten Briefes. Der prustete verächtlich, knüllte das Blatt zusammen und warf es in den Papierkorb. Er öffnete das zweite Schreiben und überflog es. Mit einem leisen Lachen sandte er es dem ersten nach. Er hatte den dritten, vierten und fünften Brief gelesen und war dabei, den sechsten zu öffnen, als er in zerstreutem Ton, der, wie Rodney wusste, beabsichtigt war, sagte: »Ja, Rod? Haben Sie etwas auf dem Herzen?«

Was Rodney auf dem Herzen hatte, war die Wut darüber, dass man ihn um den Posten gebracht hatte, den Luxford nun innehatte: Herr der Mächtigen, Imprimatur-Geber, Erster vom Dienst, Obermacker, kurz: der ehrwürdige Chefredakteur der *Source*. Man hatte ihm vor sechs Monaten die sauer verdiente Beförderung versagt und Luxford vorgezogen. Ihm fehlten »die erforderlichen Instinkte«, um bei der *Source* jene Veränderungen vorzunehmen, die das Blatt auf Erfolgskurs bringen würden, hatte der schweinsköpfige Aufsichtsratsvorsitzende ihm mit saroner Stimme erklärt. »Was für Instinkte?«, hatte er höflich gefragt. »Die Killerinstinkte«, hatte der Mann erwidert. »Luxford besitzt sie im Übermaß. Sie brauchen sich nur anzusehen, was er für den *Globe* getan hat.«

Gewiss, er hatte den *Globe*, ein Blatt, das sich nur noch müde mit Filmklatsch und schwülstigen Geschichten über die königliche Familie dahinschleppte, zur meistgelesenen Zeitung des Landes gemacht. Aber er hatte es nicht getan, indem er das Niveau an hob. Dazu hatte er, wie schon gesagt, das Ohr zu dicht am Puls der Öffentlichkeit. Er hatte es getan, indem er an die niedrigen Instinkte der Leser appellierte. Und wie damals beim *Globe* bot er ihnen auch jetzt ein tägliches Menü aus Skandalgeschichten, von den sexuellen Eskapaden diverser Politiker bis zur Heuchelei in der anglikanischen Kirche, die er mit Berichten über die scheinbare und höchst seltene Ritterlichkeit des kleinen Mannes würzte. Das Resultat war ein echter Festschmaus für Luxfords Leser, die jeden Morgen millionenfach ihre fünfunddreißig Pence auf den Tisch legten, als wäre es der Chefredakteur der *Source* allein – und nicht auch sein Mitarbeiterstab, nicht auch Rodney Aronson, der genauso auf Draht war und fünf Jahre mehr Erfahrung hatte als Luxford –, der den Schlüssel zu ihrer Seligkeit in der Hand hielt. Und während der Schlaumeier sich in seinem Erfolg sonnte, plagten sich die übrigen Londoner Blätter damit ab, Schritt zu halten. Alle gemeinsam drehten sie der Regierung eine lange Nase und sagten: »Leckt uns doch mal hochachtungsvoll am Arsch«, wenn diese wieder einmal drohte, ihnen irgendwelche Kontrollen aufzuzwingen. Auf die Stimme des Volkes konnte man sich in Westminster nicht mehr stützen, solange die Presse den Premierminister jedes Mal runterputzte, wenn ein konservativer Abgeordneter sein Teil dazu beitrug, die, wie sich immer deutlicher zu zeigen schien, grundlegende Heuchelei der Tories offenkundig zu machen.

Nicht, dass Rodney Aronson es als schmerzlich empfunden hätte, das Schiffelein der Konservativen sinken zu sehen. Er hatte, seit er zum ersten Mal zur Wahl gegangen war, stets Labour gewählt oder schlimmstenfalls die Liberalen. Den Gedanken, dass die Labour-Partei vom derzeitigen Klima politischer Unruhe profitieren könnte, fand er äußerst befriedigend. Unter anderen Umständen hätte Rodney also das tägliche Spektakel von Presse-

konferenzen, empörten Telefonanrufen, Forderungen nach einer Sonderwahl und Unkenrufen über den Ausgang der in den nächsten Wochen anstehenden Kommunalwahlen genießen können. Unter den gegebenen Umständen jedoch, mit Luxford am Ruder, wo er wahrscheinlich auf unabsehbare Zeit bleiben und Rodneys eigenen Aufstieg verhindern würde, verspürte Rodney nur Wut. Er versuchte sich einzureden, sein Zorn komme nur daher, dass er der bessere Journalist sei. In Wahrheit war er eifersüchtig.

Er war seit seinem sechzehnten Lebensjahr bei der *Source*, hatte sich vom Laufjungen zu seiner gegenwärtigen Stellung als stellvertretender Chefredakteur dank reiner Willenskraft, Charakterstärke und Begabung hochgearbeitet. Die Spitzenposition stand ihm zu, und alle wussten es. Auch Luxford. Genau das war der Grund, weshalb ihn der Chefredakteur jetzt so scharf beobachtete und ihm, Fuchs, der er war, die Gedanken vom Gesicht ablas, während er auf eine Antwort wartete. Ihnen fehlt der Killerinstinkt, hatte man ihm gesagt. Ja. Gut. Sie würden die Wahrheit noch bald genug erkennen.

»Haben Sie noch was auf dem Herzen, Rod?«, wiederholte Luxford, ehe er wieder auf seinen Briefstapel hinuntersah.

Ja, deinen Job, dachte Rodney. Doch er sagte: »Diese Strichergeschichte – ich denke, es wäre besser, da eine Pause einzulegen.«

»Warum?«

»Sie wird schal. Wir bringen die Sache seit Freitag als Aufmacher. Gestern und heute war es nicht mehr als Aufgewärmtes von Sonntag und Montag. Ich weiß, dass Mitch Corsico neuen Entwicklungen auf der Fährte ist, aber solange er die nicht hat, sollten wir eine Kampfpause einlegen, finde ich.«

Luxford legte Brief Nummer sechs auf die Seite und strich die überlangen Koteletten, die seine persönliche Note waren; eine Geste, die, wie Rodney wusste, ausdrücken sollte: »Chef denkt über die Meinung eines Untergebenen nach.« Dann nahm er Brief Nummer sieben und schob den Brieföffner unter die

Klappe des Kuverts. In dieser Pose verharrte er, während er antwortete.

»Die Regierung hat sich selbst in diese Situation gebracht. Der Premierminister hat uns seine ›Rückbesinnung auf britische Grundwerte‹ als Teil des Parteiprogramms beschert, richtig? Das ist gerade mal zwei Jahre her. Wir fühlen den Tories nur auf den Zahn, um herauszufinden, was diese Rückbesinnung auf britische Grundwerte ihnen wirklich bedeutet. Die einfachen Leute glauben alle, damit sei eine Rückkehr zu menschlicher Anständigkeit und dem Abspielen der Nationalhymne nach dem Kino gemeint. Unsere Herren und Damen Abgeordneten sehen es offenbar anders.«

»Das ist richtig«, pflichtete Rodney bei. »Aber soll es denn aussehen, als wollten wir die Regierung mit einer unendlichen Geschichte darüber zu Fall bringen, was ein schwachsinniger Abgeordneter in seiner Freizeit mit seinem Schwanz treibt? Zum Teufel, wir haben genug andere Munition, die wir gegen die Tories einsetzen können. Warum greifen wir also nicht –«

»Sollten Sie in elfter Stunde moralische Skrupel entwickeln?« Luxford zog spöttisch eine Augenbraue hoch und wandte sich wieder seinem Brief zu. Er schlitzte den Umschlag auf und zog das gefaltete Blatt Papier heraus. »Das hätte ich Ihnen nicht zgetraut, Rod.«

Rodney bekam heiße Wangen. »Ich sage ja nur, wenn wir die Regierung mit schwerer Artillerie unter Beschuss nehmen wollen, dann sollten wir vielleicht darüber nachdenken, ob wir das Feuer nicht auf wesentlichere Ziele als auf kleine Abgeordnete und ihr Freizeitvergnügen richten wollen. Das tut die Presse doch seit Jahren, und was haben wir damit erreicht? Die Kerle sind immer noch an der Macht.«

»Ich denke, unsere Leser sind der Meinung, dass ihren Interessen wohl gedient ist. Wie hoch, sagten Sie, waren unsere letzten Auflagenzahlen?« Das war Luxfords alter Trick. Er stellte solche Fragen nie, ohne die Antwort bereits zu wissen. Wie um das zu betonen, richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf das Schreiben in seiner Hand.

»Ich sage ja gar nicht, dass wir diese außerehelichen Sexspielchen ignorieren sollen. Ich weiß, dass das unser tägliches Brot ist. Aber wenn wir die Geschichte so drehen, dass es aussieht, als hätte die Regierung ...« Rodney merkte, dass Luxford gar nicht zuhörte. Vielmehr blickte er stürnrunzelnd auf den Brief in seiner Hand. Wieder strich er über seine Koteletten, aber diesmal war es keine leere Geste, diesmal war die Nachdenklichkeit echt. Rodney war sicher. Er sagte mit steigender Hoffnung, die er sich bemühte nicht zu zeigen: »Ist was, Den?«

Luxford knüllte den Brief in seiner Hand zusammen. »Quatsch«, sagte er und warf das Papier zu den anderen in den Korb. Er griff nach dem nächsten Brief und schlitze ihn auf. »So ein absoluter Bockmist«, sagte er. »Die große hirnlose Masse spricht.« Er überflog das nächste Schreiben und sagte dann zu Rodney: »Das ist der Punkt, in dem wir uns unterscheiden. Sie betrachten unsere Leser anscheinend als erziehbar, Rod. Während ich sie so sehe, wie sie sind. Das große Heer der Ungewaschenen und Unbelesenen. Denen man ihre Meinung füttern muss wie lauwarmen Haferbrei.« Luxford schob seinen Sessel vom Tisch weg. »Gibt es heute Abend sonst noch was? Ich habe nämlich noch einen Haufen Anrufe zu erledigen, und zu Hause wartet eine Familie auf mich.«

Ja, es gibt noch was, dachte Rodney. Deinen Job. Der mir zu- steht, nachdem ich diesem verdammten Käseblatt zweiundzwanzig Jahre lang die Treue gehalten habe. Laut sagte er: »Nein, Den, nichts. Jedenfalls im Moment nicht.«

Er ließ sein Schokoladenpapier zwischen die geworfenen Briefe des Chefredakteurs fallen und ging zur Tür.

»Rod«, sagte Luxford, als er sie aufzog. Und als er sich umdrehte: »Sie haben Schokolade am Bart.«

Luxford lächelte, als Rodney hinausging.

Doch das Lächeln erlosch, sobald der andere verschwunden war. Dennis Luxford drehte seinen Sessel zum Papierkorb. Er zog den Brief heraus. Er glättete ihn auf dem Konferenztisch und las

ihn von Neuem. Er bestand nur aus der Anrede und einem einzigen Satz, und er hatte nichts mit Strichjungen, Autos oder dem Abgeordneten Sinclair Larnsey zu tun.

»Luxford –

Verwenden Sie die Titelseite, um Ihr erstgeborenes Kind anzuerkennen, und Charlotte wird freigelassen.«

Luxford starrte auf das Blatt hinunter. Das Pochen seines Blutes klang ihm hell und schnell in den Ohren. Rasch erwog er eine Handvoll Möglichkeiten, wer der Absender sein könnte, doch sie waren alle so unwahrscheinlich, dass er nur eine einzige, simple Lösung sah: Der Brief musste ein Bluff sein. Dennoch griff er, vorsichtig, um die Reihenfolge, in der er die Korrespondenz weggeworfen hatte, nicht durcheinanderzubringen, in den Papierkorb und fischte den Umschlag heraus, der das Schreiben enthalten hatte. Ein Teil des kreisrunden Poststempels neben der Briefmarke, ein Viertel etwa, fehlte. Er war blass, doch immerhin so deutlich, dass Luxford erkennen konnte, dass der Brief in London aufgegeben worden war.

Luxford lehnte sich in seinem Sessel zurück und las die ersten neun Wörter noch einmal. »Verwenden Sie die Titelseite, um Ihr erstgeborenes Kind anzuerkennen.« Charlotte, dachte er.

Seit zehn Jahren gestattete er sich höchstens einmal im Monat, an Charlotte zu denken, sich eine Viertelstunde lang zu der Vaterschaft zu bekennen, die er vor aller Welt erfolgreich geheim gehalten hatte. Den Rest der Zeit verdrängte er die Existenz des Kindes aus seiner Erinnerung. Nie hatte er mit einem Menschen über es gesprochen. Manchmal schaffte er es sogar, völlig zu vergessen, dass er mehr als ein Kind hatte.

Er nahm Brief und Umschlag und ging damit zum Fenster. Schweigend sah er zur Farrington Street hinunter, von der gedämpfter Verkehrslärm heraufdrang.

Jemand, den er kannte, jemand aus seiner nächsten Nähe, aus der Fleet Street vielleicht oder aus Wapping oder aus dem gigantischen Glasturm drüben auf der Isle of Dogs, wartete nur darauf, dass er einen falschen Schritt tun würde. Jemand da drau-

ßen, der aus Erfahrung wusste, wie eine Story, die mit den aktuellen Ereignissen überhaupt nichts zu tun hatte, sich in der Presse aufblähen und die Gier der Öffentlichkeit nach einem spektakulären Sündenfall wachkitzeln konnte, rechnete damit, dass er in Reaktion auf diesen Brief unüberlegt eine Spur legen und dadurch eine Verbindung zwischen sich und Charlottes Mutter herstellen würde. Und sobald das geschehen war, würde die Presse zuschlagen. Ein Blatt würde die Geschichte aufdecken. Die anderen würden folgen. Und Charlottes Mutter und er würden für ihren Fehltritt bezahlen. Sie würde mit öffentlicher Brandmarkung und politischer Entmachtung bestraft werden. Er durch einen Verlust mehr persönlicher Natur.

Mit einer gewissen bitteren Belustigung vermerkte er, wie er da mit seinen eigenen Waffen angegriffen wurde. Wäre nicht gewiss gewesen, dass der Regierung weitaus mehr Schaden drohte als ihm selbst, wenn die Wahrheit über Charlotte publik wurde, so hätte Luxford vermutet, dass ihm der Brief aus der Downing Street Nummer zehn zugesandt worden war, etwa nach dem Motto, wie du mir, so ich dir. Doch die Regierung hatte mindestens genauso viel Interesse daran, die Wahrheit über Charlotte ruhen zu lassen, wie er selbst. Und wenn die Regierung nichts mit diesem Schreiben und der versteckten Drohung, die es enthielt, zu tun hatte, dann musste irgendein anderer Feind dahinterstecken.

Und Feinde gab es wie Sand am Meer. Aus jedem Lebensbereich. Feinde, die begierig warteten. Die hofften, dass er sich verraten würde.

Dennis Luxford war zu geübt in der Kunst, den Konkurrenten immer um eine journalistische Nasenlänge voraus zu sein, um einen falschen Schritt zu tun. Eben weil er mit den Methoden der Presse, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, bestens vertraut war, hatte er es geschafft, die Talfahrt der *Source* zu bremsen und das Steuer herumzureißen. Er beschloss darum, den Brief wegzuwerfen und zu vergessen. Sollten seine Feinde sehen, was sie damit anfangen konnten. Und wenn er einen zweiten erhalten sollte, würde auch der in den Papierkorb wandern.

Er knüllte das Schreiben ein zweites Mal zusammen und ging vom Fenster weg, um das Papier zu den anderen zu werfen. Doch da fiel sein Blick auf die Korrespondenz, die bereits geöffnet auf dem Konferenztisch lag. Was, wenn tatsächlich ein weiterer Brief eintreffen würde, diesmal nicht ausdrücklich an ihn persönlich gerichtet, sondern ohne Vermerk auf dem Umschlag, so dass jeder ihn öffnen konnte, oder mit dem Namen Mitch Corsico oder eines der anderen Reporter versehen, die derzeit das Lotterleben der Politiker unter die Lupe nahmen? Der Brief würde in diesem Fall gewiss nicht so verschlüsselt formuliert sein. Er würde Namen, Daten und Ortsangaben enthalten, und was als Bluff begonnen hatte, würde sich zu einem vielstimmigen Schrei nach der Wahrheit auswachsen.

Das konnte er verhindern. Es bedurfte nur eines Anrufs und einer Antwort auf die einzige Frage, die im Moment zählte: Hast du es jemandem gesagt, Eve? Irgendjemandem? Irgendwann während der letzten zehn Jahre? Über uns? Hast du es jemandem erzählt?

Wenn sie es nicht getan hatte, war der Brief nichts als ein Versuch, ihn zu erschrecken. Das war leicht wegzustecken. Wenn doch, musste sie erfahren, dass ihnen beiden eine Belagerung mit schwerem Geschütz bevorstand.

Nachdem Deborah St. James ihr Publikum gebührend vorbereitet hatte, legte sie drei große Schwarzweißfotos auf einen der Arbeitstische im Labor ihres Mannes. Sie stellte die Leuchtstofflampen ein und trat zurück, um das Urteil ihres Mannes und seiner Mitarbeiterin, Lady Helen Clyde, abzuwarten. Seit vier Monaten experimentierte sie mit dieser neuen Fotoserie, und wenn sie auch mit den Ergebnissen recht zufrieden war, so fühlte sie sich doch in letzter Zeit zunehmend unter Druck, einen echten finanziellen Beitrag zum gemeinsamen Haushalt zu leisten. Es sollte ein regelmäßiger Beitrag sein, nicht wie bisher abhängig von den Zufallsaufträgen, die sie ergatterte, indem sie bei Werbeagenturen, Talentagenturen, Zeitschriften, Nachrichtenagenturen und Verlagen hausieren ging. In den Jahren seit Abschluss ihrer Ausbildung hatte Deborah immer mehr das Gefühl, drei Viertel ihrer Zeit damit zu verbringen, ihre Mappe kreuz und quer durch London zu schleppen, obwohl sie doch vom ersten Tag an nichts anderes gewollt hatte, als mit ihrem Fotografieren reine Kunst zu produzieren. Andere, von Stieglitz bis Mapplethorpe, hatten es doch auch geschafft. Warum nicht sie?

Deborah presste die Hände zusammen und wartete darauf, dass ihr Mann oder Helen Clyde etwas sagen würden. Sie waren mitten in der Auswertung eines Gutachtens über Wasser-Gel-Sprengstoffe gewesen, das Simon vor vierzehn Tagen für eine Gerichtsverhandlung erstellt hatte, und hatten danach eigentlich im Auftrag eines Strafverteidigers, der sich davon eine Entlastung seines des Mordes angeklagten Mandanten erhoffte, zu einer Analyse von Spuren übergehen wollen, die irgendein Werkzeug auf der Metallumrandung eines Türknaufs hinterlassen hatte. Doch sie hatten nichts dagegen gehabt, eine Pause einzulegen. Sie waren seit neun Uhr morgens an der Arbeit, hat-

ten sich nur zwei kurze Unterbrechungen zum Mittag- und zum Abendessen gegönnt, und soweit Deborah sehen konnte, war zumindest Helen jetzt, um halb zehn Uhr abends, bereit, für heute Schluss zu machen.

Simon beugte sich über die Fotografie eines Skinheads von der National Front, Helen studierte eine kleine Westinderin, die einen riesigen flatternden Union Jack hochhielt. Sowohl der Skinhead als auch das Mädchen standen vor einer tragbaren Kulisse, die Deborah aus großen Dreiecken einfarbig bemalter Leinwand angefertigt hatte.

Als weder Simon noch Helen sich äußerten, sagte sie: »Die Bilder sollen persönlichkeitspezifisch sein, versteht ihr? Ich möchte das Subjekt nicht objektivieren, wie ich das früher immer getan habe. Ich bestimme den Hintergrund – das ist die Kulisse, an der ich im letzten Februar gearbeitet habe, weißt du noch, Simon? –, aber die Person bestimmt das Bild. Sie kann sich nicht verstecken. Sie kann sich nicht verstellen, weil die Verschlussgeschwindigkeit zu gering ist und das Modell die Verstellung nicht so lange aufrechterhalten kann, wie die Belichtungszeit es verlangen würde. Also, was meint ihr?«

Sie sagte sich, es spiele keine Rolle, was die beiden dazu meinten. Sie war mit diesem neuen Ansatz auf dem richtigen Weg und entschlossen, dabei zu bleiben. Aber es täte gut, von unabhängiger Seite zu hören, dass die Arbeit gut war, wie sie glaubte, selbst wenn diese unabhängige Seite ihr eigener Mann war, der Mensch, von dem am wenigsten zu erwarten war, dass er an ihren Bemühungen etwas auszusetzen finden würde.

Er trat von dem Foto des Skinheads weg, ging um Helen herum, die noch immer die kleine Fahnenrägerin betrachtete, und sah sich das dritte Foto an, einen Rastafari mit einem eindrucksvoll mit Perlen bestickten Schal, der sein durchlöcherteres T-Shirt bedeckte. Er sagte: »Wo hast du die aufgenommen, Deborah?«

»Covent Garden. In der Nähe vom Theatermuseum. Als Nächstes möchte ich zur St.-Botolph's-Kirche. Zu den Obdachlosen. Du weißt schon.« Sie wartete gespannt, während Helen zu

einem anderen Bild trat. Sie konnte es sich gerade noch verkneifen, an ihrem Daumennagel zu kauen.

Endlich sah Helen auf. »Ich finde sie großartig.«

»Wirklich? Ganz ehrlich? Ich meine, findest du ... sie sind anders, nicht? Was ich wollte ... ich meine ... ich arbeite mit einer Polaroid, und ich habe die Abdrücke von der Transporttrommel gelassen und ebenso die Spuren der Chemikalien auf den Abzügen, weil ich möchte, dass sie sich als Bilder zu erkennen geben. Sie sind die künstliche Wirklichkeit, während die Sujets selbst die Wahrheit sind. Wenigstens ... na ja, so möchte ich es gern sehen ...« Deborah hob ihre Hände zu ihrem Haar und schob sich die kupferroten Locken aus dem Gesicht. Sie war nicht wortgewandt. Das war schon immer so gewesen. Sie seufzte. »Das versuche ich ...«

Simon legte ihr den Arm um die Schultern und gab ihr einen herzhaften Kuss auf die Wange. »Ganz wunderbar«, sagte er. »Wie viele Aufnahmen hast du gemacht?«

»Oh, Dutzende. Hunderte. Na ja, vielleicht nicht gerade Hunderte, aber eine ganze Menge. Ich habe gerade erst angefangen, diese übergroßen Abzüge zu machen. Ich hoffe, sie sind gut genug, um ausgestellt zu werden ... in einer Galerie, meine ich. Wie Kunst. Sie sind ja schließlich Kunst, und ...« Sie verstummte, als sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Als sie sich der Tür zum Labor zuwandte, sah sie ihren Vater – langjähriges Mitglied des einen oder anderen St.-James-Haushalts –, der in die obere Etage des Hauses in der Cheyne Row hinaufgestiegen war.

»Mr. St. James«, sagte Joseph Cotter, an seiner eisernen Gewohnheit festhaltend, Simon niemals beim Vornamen zu nennen. Er hatte sich bis heute nicht richtig daran gewöhnen können, dass seine Tochter seinen jungen Arbeitgeber geheiratet hatte. »Sie haben Besuch. Ich habe die Herrschaften ins Arbeitszimmer geführt.«

»Besuch?«, fragte Deborah. »Ich hab gar nichts gehört. Hat es denn geläutet, Dad?«

»Dieser Besuch braucht nicht zu läuten«, antwortete Cotter. Er trat ins Labor und betrachtete stirnrunzelnd Deborahs Fotografien. »Scheußlicher Kerl«, bemerkte er über den Skinhead. Und zu Deborahs Mann sagte er: »Es ist David. Mit irgendeinem Bekannten mit seidnen Hosenträgern und schicken Schuhen.«

»David?«, fragte Deborah. »David St. James? Hier? In London?«

»Hier im Haus«, erwiderte Cotter. »Und sieht wieder mal aus wie der letzte Penner. Wo dieser Bursche sich seine Garderobe besorgt, ist mir ein Rätsel. Wahrscheinlich bei der Heilsarmee. Soll ich Kaffee bringen? Die beiden sehen aus, als könnten sie eine Tasse gebrauchen.«

Deborah lief schon die Treppe hinunter. »David? David?«, rief sie, während oben ihr Mann sagte: »Kaffee, ja. Und wie ich meinen Bruder kenne, wird auch der Rest vom Schokoladenkuchen willkommen sein.« Er wandte sich an Helen. »Machen wir Schluss für heute. Du willst jetzt sicher gehen.«

»Lass mich erst noch David begrüßen.« Helen schaltete das Licht im Labor aus und folgte St. James zur Treppe, die dieser wegen seines geschienten linken Beines sehr langsam und vorsichtig hinuntersteigen musste. Cotter kam als Letzter.

Die Tür zum Arbeitszimmer war offen. Drinnen sagte Deborah gerade: »Was tust du denn hier, David? Warum hast du nicht angerufen? Sylvie oder den Kindern fehlt doch nichts, oder?«

David gab seiner Schwägerin einen leichten Kuss auf die Wange. »Nein, es geht ihnen gut, Deb. Alles bestens. Ich bin zu einer EG-Handelskonferenz hier. Dennis hat mich hier aufgestöbert. – Ah, da ist ja Simon. – Dennis Luxford, mein Bruder Simon. Meine Schwägerin. Und Helen Clyde. – Helen, wie schön! Wir haben uns ja seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen.«

»Weihnachten das letzte Mal«, erwiderte Helen. »Am ersten Feiertag im Haus deiner Eltern. Aber da war so ein Getümmel, dass ich dir verzeihe, dass du es vergessen hast.«

»Ich habe wahrscheinlich den ganzen Nachmittag nur am Buffet gestanden.« David klatschte sich mit beiden Händen auf

seinen runden Bauch, der so ziemlich das einzige Merkmal war, das ihn von seinem jüngeren Bruder unterschied. Er und Simon glichen sich, wie alle St.-James-Geschwister, beinahe wie ein Ei dem anderen. Sie hatten das gleiche lockige dunkle Haar, die gleiche Größe, die gleichen scharfkantigen Gesichter, die gleiche Augenfarbe, die immer zwischen Grau und Blau zu schwanken schien. Gekleidet war er, wie Cotter es beschrieben hatte: ausgefallen. Von den Birkenstocksandalen und den Rautenmustersocken bis hinauf zu Tweedjackett und Polohemd war David der Eklektizismus in Person und ein einziges modisches Desaster. Aber im Geschäft war er ein Genie und hatte den Umsatz des Familienunternehmens um das Vierfache gesteigert, seit sein Vater sich zur Ruhe gesetzt hatte.

»Ich brauche deine Hilfe.« David setzte sich in einen der beiden Klubsessel am Kamin und bedeutete den anderen mit der Selbstsicherheit eines Mannes, der es gewohnt ist, Heerscharen von Angestellten zu befehlen, sich ebenfalls zu setzen. »Oder genauer gesagt, Dennis braucht deine Hilfe. Deshalb sind wir hergekommen.«

»Hilfe inwiefern?« St. James betrachtete den Mann, der mit seinem Bruder gekommen war, er stand etwas abseits im Halbschatten in der Nähe der Wand, an der Deborah regelmäßig wechselnde Beispiele ihrer Arbeit aufzuhängen pflegte. Luxford war ein äußerst fit wirkender Mann mittleren Alters von relativ bescheidener Statur. Der elegante blaue Blazer, die Seidenkrawatte und die beigefarbene Hose schienen ihn als Dandy auszuweisen, das Gesicht jedoch zeigte einen Ausdruck feinen Misstrauens, in das sich in diesem Moment ein gerüttelt Maß an Ungläubigkeit mischte. St. James kannte den Ursprung dieser Ungläubigkeit, sie begegnete ihm immer wieder, und doch sah er sie nie ohne ein momentanes Gefühl der Niedergeschlagenheit. Dennis Luxford wollte Hilfe irgendeiner Art, aber er glaubte nicht, dass er sie von jemandem, der augenscheinlich ein Krüppel war, bekommen würde. St. James hätte am liebsten gesagt: »Es ist nur das Bein, Mr. Luxford. Mein Verstand funkti-

oniert tadellos.« Stattdessen wartete er darauf, dass der andere das Gespräch eröffnete, während Helen und Deborah auf dem Sofa und auf dem Sitzkissen Platz nahmen.

Luxford schien nicht erfreut darüber, dass die beiden Frauen offensichtlich vorhatten, sich hier für die Dauer des Gesprächs häuslich niederzulassen. Er sagte: »Es handelt sich um eine persönliche Angelegenheit, die streng vertraulich behandelt werden muss. Ich bin nicht bereit –«

David St. James unterbrach ihn. »Das sind die drei Menschen in ganz England, von denen du am wenigsten befürchten musst, dass sie deine Geschichte an die Medien verkaufen, Dennis. Ich vermute, sie wissen nicht einmal, wer du bist.« Und dann zu den anderen: »Wisst ihr es? Schon gut. Ich seh's euch an, dass ihr keine Ahnung habt.«

Dann erklärte er. Er und Luxford, sagte er, hatten zusammen an der Universität Lancaster studiert, waren im Debattierklub hitzige Gegner gewesen und hatten nach dem Examen gemeinsam gefeiert. Sie waren nach Abschluss des Studiums miteinander in Verbindung geblieben, jeder hatte mit Interesse die erfolgreiche Karriere des anderen verfolgt. »Dennis schreibt«, fuhr David fort. »Und er schreibt verdammt gut, wenn ihr's genau wissen wollt.« Eigentlich war er nach London gekommen, um sich einen Platz in der schöngeistigen Literatur zu erobern, wie David berichtete, aber irgendwie war er an den Journalismus geraten und dabei geblieben. Er hatte als politischer Korrespondent für den *Guardian* angefangen. Heute war er Chefredakteur.

»Des *Guardian*?«, fragte Simon.

»Der *Source*.« Luxford sagte es mit herausforderndem Blick. Beim *Guardian* anzufangen und bei der *Source* zu enden konnte vielleicht nicht gerade als himmelstürmender Aufstieg betrachtet werden, doch Luxford war offensichtlich nicht in Stimmung, sich kritisieren zu lassen.

David schien den Blick gar nicht zu bemerken. Mit einer Kopfbewegung in Luxfords Richtung sagte er: »Er hat die *Source* vor sechs Monaten übernommen, Simon, nachdem er den *Globe* zur

Nummer eins gemacht hatte. Er war der jüngste Chefredakteur in der Geschichte der Fleet Street, als er den *Globe* leitete, und der erfolgreichste. Und der ist er immer noch. Sogar die *Sunday Times* hat das zugegeben. Sie hat in ihrem Magazin einen großen Artikel über ihn gebracht. Wann war das, Dennis?»

Luxford überhörte die Frage. Er schien sich unter Davids Lobgesängen zu winden. Einen Moment strich er nachdenklich über seine überlangen Koteletten. »Nein«, sagte er schließlich zu David. »Das hat keinen Sinn so. Es ist viel zu riskant. Ich hätte nicht herkommen sollen.«

Deborah machte Anstalten aufzustehen. »Wir gehen«, sagte sie. »Helen, kommst du?»

Doch St. James, der den Journalisten aufmerksam musterte, fühlte sich durch irgendetwas an ihm – vielleicht die Gewandtheit, mit der er die Situation manipulierte? – getrieben zu sagen: »Helen Clyde ist meine Mitarbeiterin, Mr. Luxford. Wenn Sie meine Hilfe brauchen, werden Sie um die ihre nicht herumkommen, selbst wenn es im Moment nicht so aussieht. Und meine Frau nimmt an all meiner Arbeit Anteil.«

»Das wär's dann«, sagte Luxford und wandte sich schon zum Gehen.

David St. James hielt ihn zurück. »Irgendjemandem musst du vertrauen«, sagte er und wandte sich wieder an seinen Bruder. »Das Problem ist, dass hier eine Tory-Karriere auf dem Spiel steht.«

»Das müsste Sie doch eigentlich freuen«, sagte St. James zu Luxford. »Die *Source* hat aus ihrer politischen Linie nie ein Geheimnis gemacht.«

»Hier handelt es sich um eine besondere Karriere«, erklärte David. »Erzähl es ihm, Dennis. Er kann dir helfen. Entweder du hältst dich an ihn oder an einen Fremden, der vielleicht nicht Simons ethische Grundsätze hat. Du kannst natürlich auch zur Polizei gehen. Aber wohin das führen wird, weißt du ja.«

Während Dennis Luxford über die Möglichkeiten nachdachte, brachte Cotter den Kaffee und den Schokoladenkuchen herein. Er stellte das Tablett auf den Couchtisch vor Helen und sah zur

Tür, wo ein kleiner Langhaardackel sein Tun hoffnungsvoll beobachtete. »Hör mal, Peach«, sagte Cotter. »Hab ich dir nicht gesagt, du sollst in der Küche bleiben?« Der Hund bellte schwanzwedelnd. »Er hat eine Vorliebe für Schokolade«, erklärte Cotter.

»Er hat eine Vorliebe für alles«, korrigierte Deborah. Sie stand auf, um Helen, die den Kaffee einschenkte, die Tassen abzunehmen. Cotter hob den Hund hoch und begab sich in den rückwärtigen Teil des Hauses. Gleich darauf hörten sie ihn die Treppe hinaufgehen.

»Milch und Zucker, Mr. Luxford?«, fragte Deborah so liebevoll, als hätte Luxford nicht vor einem Augenblick noch ihre Integrität in Frage gestellt. »Möchten Sie ein Stück Kuchen? Mein Vater hat ihn gebacken. Er bäckt vorzüglich.«

Luxford sah aus, als wüsste er genau, dass er mit dem Entschluss, das Brot mit ihnen zu brechen – oder in diesem Fall den Kuchen –, eine Linie überschreiten würde, die er lieber nicht überschritten hätte. Dennoch nahm er an. Er ging zum Sofa, setzte sich ganz vorn auf die Kante und blieb einen Moment in Nachdenken versunken, während Deborah und Helen Kaffee und Kuchen herumreichten. Dann sagte er schließlich: »Also gut, mir ist klar, dass ich kaum eine Wahl habe.« Er griff in die Innentasche seines Blazers – wobei er die seidenen Hosenträger enthüllte, die Cotter so beeindruckt hatten – und zog einen Brief heraus, den er mit der Bemerkung an Simon weitergab, er habe ihn am Nachmittag mit der Post erhalten.

Simon betrachtete das Kuvert, ehe er das Schreiben selbst herauszog. Er las den kurzen Text und ging sofort zu seinem Schreibtisch, wo er einen Moment in einer Seitenschublade kramte, bis er einen Plastikumschlag gefunden hatte, in den er das Blatt Papier hineinsteckte. »Hat sonst noch jemand dieses Schreiben in der Hand gehabt?«, fragte er.

»Nein. Nur Sie und ich.«

»Gut.« Simon reichte die Plastikhülle an Helen weiter, dann sagte er zu Luxford: »Wer ist Charlotte? Und wer ist Ihr erstgeborenes Kind?«

»Charlotte. Sie ist mein erstgeborenes Kind. Sie ist entführt worden.«

»Sie haben die Polizei nicht informiert?«

»Wir können die Polizei nicht hinzuziehen. Wir können es nicht riskieren, dass das publik wird.«

»Es wird nicht publik werden«, entgegnete Simon. »Bei Entführungen ist absolute Geheimhaltung Vorschrift. Das wissen Sie doch genau. Ich würde annehmen, ein Journalist –«

»Ich weiß genau, dass die Polizei die Presse täglich auf dem Laufenden hält, wenn sie mit einer Entführung zu tun hat«, fiel Luxford ihm scharf ins Wort. »Unter der Bedingung, dass nichts davon gedruckt wird, bevor das Opfer zu seiner Familie zurückgekehrt ist.«

»Wo liegt dann das Problem, Mr. Luxford?«

»In der Person des Opfers.«

»Wieso? Sie ist Ihre Tochter.«

»Ja. Und die Tochter Eve Bowens.«

Helen sah Simon in die Augen, als sie ihm das Schreiben des Kidnappers zurückreichte. Sie zog die Brauen hoch.

Deborah sagte: »Eve Bowen? Ich verstehe nicht – Simon, weißt du ...«

Eve Bowen, erklärte ihr David, sei die Staatssekretärin im Innenministerium und bekleide damit einen der exponiertesten Posten der konservativen Regierung. Sie habe den Aufstieg in dieses Amt mit beeindruckender Geschwindigkeit geschafft und schicke sich an, die nächste Margaret Thatcher zu werden. Ihr Wahlkreis sei Marylebone, und eben aus Marylebone sei ihre Tochter offenbar entführt worden.

»Als ich diesen Brief bekam«, warf Luxford ein, »habe ich sofort mit Eve telefoniert. Ich glaubte, ehrlich gesagt, es handele sich um einen Bluff. Ich dachte, irgendjemand hätte irgendwie unsere Namen in Verbindung gebracht und wollte mich jetzt zu einer Reaktion herausfordern, die verraten würde, dass früher eine Beziehung zwischen uns bestanden hat. Ich dachte, da sei jemand auf einen Beweis dafür aus, dass durch Charlotte eine

Verbindung zwischen Eve und mir besteht, und die Behauptung, Charlotte sei entführt worden – und meine Reaktion darauf –, würde ihm diesen Beweis liefern.«

»Weshalb sollte jemand ein Interesse daran haben, Ihre Beziehung zu Eve Bowen aufzudecken?«, fragte Helen.

»Um die Story an die Medien zu verkaufen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie es sich in der Presse ausnehmen würde, wenn bekannt werden würde, dass ausgerechnet ich der Vater von Eve Bowens einzigem Kind bin. Besonders wenn man bedenkt, wie sie ...« Er schien nach einem beschönigenden Wort zu suchen, das ihm nicht einfallen wollte.

Simon vollendete den Gedanken, ohne es freundlicher auszudrücken. »... wie sie die Tatsache, dass sie ein uneheliches Kind hat, in der Vergangenheit für ihre eigenen Ziele ausgeschlachtet hat?«

»Sie hat es ja praktisch zu ihrem Markenzeichen gemacht«, gab Luxford zu. »Sie können sich wohl vorstellen, wie die Presse mit ihr umspringen würde, wenn bekannt werden sollte, dass Eve Bowen ihre große Sünde aus Leidenschaft mit jemandem wie mir beging.«

O ja, das konnte Simon sich gut vorstellen. Die Abgeordnete von Marylebone pflegte seit Langem das Image der Frau, die einen Fehltritt gemacht und Wiedergutmachung geleistet hatte, die einen Schwangerschaftsabbruch mit der Begründung verworfen hatte, eine solche Lösung spiegele nur den Verfall der Werte in dieser Gesellschaft, die gut und recht an ihrem Kind gehandelt hatte. Dass sie die uneheliche Geburt ihrer Tochter nie verheimlicht hatte, hatte ebenso wie die Tatsache, dass sie noblerweise den Namen des Vaters nie preisgegeben hatte, zumindest teilweise dazu beigetragen, dass sie überhaupt ins Parlament gewählt worden war. Sie machte sich öffentlich für moralische Werte, Religion, Familiensolidarität und Treue zu König und Vaterland stark. Sie stand für alles, was die *Source* bei den konservativen Politikern verhöhnnte.

»Ihre Geschichte hat ihr gute Dienste geleistet«, stellte Simon fest. »Eine Politikerin, die sich öffentlich zu ihren Fehlern be-

kennt! Da kann der Wähler schwer widerstehen. Ganz zu schweigen von einem Premierminister, dem daran liegt, seine Regierung zu stärken, indem er Frauen in wichtige Ämter beruft. Weiß er übrigens, dass das Kind entführt worden ist?«

»Niemand in der Regierung weiß etwas davon.«

»Und Sie sind sicher, dass es entführt wurde?« Simon deutete auf den Brief, den er auf den Knien liegen hatte. »Der Text ist in einer Art Blockschrift geschrieben. Das könnte leicht ein Kind getan haben. Besteht eine Möglichkeit, dass Charlotte selbst hinter dieser Sache steckt? Weiß sie von Ihnen? Könnte das ein Versuch von ihr sein, ihre Mutter unter Druck zu setzen?«

»Nie im Leben. Mein Gott, sie ist knapp zehn Jahre alt. Eve hat ihr nie etwas gesagt.«

»Können Sie da ganz sicher sein?«

»Natürlich kann ich nicht sicher sein. Ich kann mich nur auf das verlassen, was Eve mir gesagt hat.«

»Und Sie selbst haben auch mit niemandem gesprochen? Sind Sie verheiratet? Haben Sie es Ihrer Frau gesagt?«

»Ich habe es keinem Menschen erzählt«, erklärte er entschieden, ohne auf die anderen beiden Fragen einzugehen. »Und Eve sagt, dass auch sie mit niemandem darüber gesprochen hat, aber sie muss bei irgendeiner Gelegenheit etwas verraten haben – durch eine unbedachte Bemerkung oder eine Anspielung. Sie muss zu irgendjemandem was gesagt haben, der etwas gegen sie hat.«

»Gibt es niemanden, der etwas gegen Sie hat?« Helens dunkle Augen waren unschuldig, ihr Gesicht höflich interessiert, als hätte sie keine Ahnung, dass die ganze Philosophie der *Source* darin bestand, jedes schmutzige Geheimnis auszugraben und als Erste an die Öffentlichkeit zu bringen.

»Das halbe Land wahrscheinlich«, bekannte Luxford. »Aber meine berufliche Laufbahn wird es kaum ruinieren, wenn herauskommt, dass ich der Vater von Eve Bowens unehelicher Tochter bin. Ich werde in Anbetracht meiner politischen Ansichten eine Weile zum allgemeinen Gespött werden, aber mehr nicht. Eve, nicht ich, ist in der angreifbaren Position.«

»Warum hat man den Brief dann an Sie geschickt?«, fragte St. James.

»Wir haben beide einen bekommen. Meiner kam mit der Post. Der ihre wartete zu Hause. Der Haushälterin zufolge war er irgendwann im Lauf des Tages durch einen Boten gebracht worden.«

St. James musterte noch einmal den Umschlag des Schreibens. Er war am Tag zuvor abgestempelt worden.

»Wann ist Charlotte verschwunden?«, fragte er.

»Heute Nachmittag. Irgendwo zwischen der Blandford Street und der Devonshire Place Mews.«

»Liegt eine Lösegeldforderung vor?«

»Nein. Nur die Forderung an mich, die Vaterschaft öffentlich anzuerkennen.«

»Wozu Sie nicht bereit sind.«

»O doch, ich bin bereit dazu. Ich täte es lieber nicht, weil es mir natürlich Unannehmlichkeiten bescheren wird, aber ich bin dazu bereit. Eve ist diejenige, die nichts davon hören will.«

»Sie haben sie gesehen?«

»Mit ihr gesprochen. Danach habe ich David angerufen. Ich erinnerte mich, dass er einen Bruder hat ... Ich wusste, dass Sie irgendwie mit gerichtlicher Ermittlungsarbeit zu tun haben oder hatten. Ich dachte, Sie könnten vielleicht helfen.«

St. James schüttelte den Kopf und reichte Luxford Brief und Umschlag zurück. »Nein, darauf kann ich mich nicht einlassen. Die Sache kann in aller Diskretion von der –«

»Hören Sie mir zu.« Luxford hatte weder seinen Kaffee noch seinen Kuchen angerührt, doch jetzt griff er nach seiner Tasse. Er nahm einen Schluck Kaffee und stellte die Tasse wieder hin. Ein wenig Kaffee schwappte über und rann über seine Finger. Er versuchte nicht, sie zu trocknen. »Sie wissen nicht, wie Zeitungen wirklich arbeiten. Die Polizei wird als Erstes Eve aufsuchen, und niemand wird davon erfahren. So weit, so gut. Aber die Ermittlungsbeamten werden mehr als einmal mit ihr sprechen wollen, und sie werden nicht bereit sein, auf einen Moment zu warten,

wo sie unbeachtet zu Hause sitzt. Sie werden sie in ihrem Büro im Innenministerium aufsuchen, weil das von Scotland Yard aus bequemer ist – und dass diese Entführung zu einer Angelegenheit von Scotland Yard wird, wenn wir nicht jetzt etwas tun, um das abzubiegen, ist wohl klar.«

»Scotland Yard und das Innenministerium halten enge Verbindung«, erklärte St. James. »Das wissen Sie doch. Und selbst wenn dem nicht so wäre, würden sie die Beamten kaum in Uniform aufsuchen.«

»Glauben Sie im Ernst, sie müssten in Uniform kommen?«, fragte Luxford scharf. »Es gibt nicht einen einzigen Journalisten, der es nicht merkt, wenn er einen Polizeibeamten vor sich hat. Da kreuzt also ein Polizeibeamter im Innenministerium auf und fragt nach der Staatssekretärin. Ein Korrespondent einer der Zeitungen sieht ihn. Jemand im Innenministerium ist bereit zu quatschen – ein Sekretär, eine Sachbearbeiterin, ein Hausmeister, ein fünftrangiger Beamter, der Schulden und ein ausgeprägtes Interesse an Geld hat. Ganz gleich, wie es passiert, es passiert. Jemand quasselt also mit dem Korrespondenten. Und sofort richtet sich die Aufmerksamkeit seiner Zeitung auf Eve Bowen. Wer ist diese Frau, fragt die Zeitung. Was will die Polizei von ihr? Wer ist übrigens der Vater ihres Kindes? Es wäre nur eine Frage der Zeit, bis sie über Charlotte zu mir finden.«

»Wenn Sie niemandem etwas gesagt haben, ist das unwahrscheinlich«, meinte St. James.

»Es spielt keine Rolle, was ich gesagt oder nicht gesagt habe«, entgegnete Luxford. »Der springende Punkt ist doch, dass Eve geredet hat. Sie behauptet, es nicht getan zu haben, aber sie muss geredet haben. Jemand weiß Bescheid. Jemand wartet. Wenn wir die Polizei hinzuziehen – also genau das tun, was der Entführer von uns erwartet –, kommt die Geschichte unweigerlich in die Presse. Und wenn das geschieht, ist Eve erledigt. Sie wird von ihrem Posten als Staatssekretärin zurücktreten müssen, und ich vermute, sie wird auch ihr Mandat verlieren. Wenn nicht sofort, dann bei der nächsten Wahl.«

»Es sei denn, sie wird zum Mittelpunkt öffentlicher Anteilnahme. Dann wäre diese Angelegenheit ihren Interessen äußerst dienlich.«

»Das«, sagte Luxford, »ist eine ganz besonders bösertige Bemerkung. Was wollen Sie unterstellen? Sie ist Charlottes Mutter, Herrgott noch mal!«

Deborah wandte sich ihrem Mann zu. Sie hatte auf dem Sitzkissen vor seinem Sessel gesessen. Mit leichter Hand berührte sie sein gesundes Bein und stand auf. »Kann ich mal mit dir sprechen, Simon?«, fragte sie.

St. James sah, wie erhitzt sie wirkte, und bedauerte sofort, dass er nichts unternommen hatte, um ihr dieses Gespräch zu ersparen. Sobald er gehört hatte, dass es sich um ein Kind handelte, hätte er sie unter irgendeinem Vorwand hinausschicken sollen. Kinder – und ihre eigene Kinderlosigkeit – waren ein wunder Punkt.

Er folgte ihr ins Speisezimmer auf der anderen Seite des Korridors. Die Hände hinter sich auf das glänzende Holz des Tisches gestützt, blieb sie stehen. »Ich weiß, was du denkst«, sagte sie, »aber das ist es nicht. Du brauchst mich nicht zu schützen.«

»Ich möchte mit dieser Sache nichts zu tun haben, Deborah. Das Risiko ist zu groß. Ich möchte es nicht auf dem Gewissen haben, wenn dem Kind etwas zustößt.«

»Aber das ist doch anscheinend keine typische Entführung, oder? Keine Lösegeldforderung, nur die Forderung nach öffentlicher Anerkennung. Und keine Todesdrohung. Wenn du ihnen nicht hilfst, werden sie nur zu jemand anders gehen, das weißt du doch.«

»Oder sie gehen zur Polizei, was sie im Übrigen gleich hätten tun sollen.«

»Aber du hast doch so etwas schon gemacht. Und Helen auch. In letzter Zeit natürlich nicht mehr. Aber früher. Und du warst gut.«

St. James antwortete nicht. Er wusste, was er tun sollte – das, was er bereits getan hatte: Luxford sagen, dass er die Finger von

dieser Sache lassen würde. Aber Deborah sah ihn an, und ihr Gesicht spiegelte das rückhaltlose Vertrauen, das sie stets in ihn gehabt hatte. Das Vertrauen darauf, dass er das Richtige tun, eine weise Entscheidung treffen würde.

»Du kannst ja eine zeitliche Grenze setzen«, sagte sie vernünftig. »Wie wär's, wenn du sagst, du gibst der Sache ... äh ... einen Tag? Oder zwei? Um vielleicht eine Spur aufzunehmen. Um mit Leuten zu sprechen, die das kleine Mädchen kennen. Um ... ach, ich weiß auch nicht. Um etwas zu tun. Dann weißt du wenigstens, dass die Ermittlungen ordentlich geführt werden. Darum geht es dir doch, nicht wahr? Du möchtest sicher sein, dass alles richtig gehandhabt wird, oder?«

St. James berührte ihre Wange. Ihre Haut war heiß. Ihre Augen wirkten zu groß. Sie schien trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre selbst noch ein halbes Kind zu sein. Er hätte sie Luxfords Geschichte nicht hören lassen dürfen, dachte er wieder. Er hätte sie zurück zu ihren Fotografien schicken sollen. Er hätte darauf bestehen sollen. Er hätte ... St. James schüttelte die Gedanken ab. Deborah hatte recht. Immer wollte er sie schützen. Und dieser Drang, sie zu beschützen, war Gift für ihre Ehe, der größte Nachteil daran, dass er elf Jahre älter war als sie und sie seit ihrer Geburt kannte.

»Sie brauchen dich«, sagte sie. »Ich finde, du solltest ihnen helfen. Sprich wenigstens mit der Mutter. Hör dir an, was sie zu sagen hat. Das könntest du heute Abend noch tun. Du kannst mit Helen zu ihr fahren. Jetzt gleich.« Sie ergriff seine Hand, die immer noch auf ihrer Wange lag.

»Ich kann keine zwei Tage versprechen«, sagte er.

»Das macht nichts, Hauptsache, du kümmerst dich erst mal darum. Also – tust du es? Ich weiß, es wird dir nicht leidtun.«

Es tut mir jetzt schon leid, dachte St. James. Aber er nickte. Dennis Luxford hatte genug Zeit, sich zu sammeln, während er nach Hause fuhr. Er wohnte in Highgate, eine beträchtliche Strecke vom Haus der St. James' in Chelsea entfernt, und während er seinen Porsche durch den Verkehr lenkte, ordnete er seine

Gedanken und baute eine Fassade auf, von der er hoffte, seine Frau würde sie nicht durchdringen können.

Er hatte sie nach dem Gespräch mit Eve angerufen. Er würde nun leider doch später als erwartet heimkommen, erklärte er. »Sei mir nicht böse, Liebling. Hier hat sich einiges getan. In South Lambeth wartet einer meiner Fotografen darauf, dass Larnseys Strichjunge sich aus dem Haus seiner Eltern herauswagt, ein Reporter steht auch schon bereit, um die Aussage des Jungen aufzunehmen, wenn er eine machen sollte, und wir warten mit dem Druck so lange wie möglich, um es noch in der Ausgabe von morgen bringen zu können. Ich muss hier verfügbar sein. Vermassele ich dir deine Pläne für heute Abend?«

Fiona sagte nein. Sie hatte Leo gerade vorgelesen, als das Telefon läutete, oder genauer gesagt, sie hatte *mit* Leo gelesen, weil niemand Leo vorlas, wenn Leo selbst wollte. Er hatte Giotto gewählt, gestand Fiona mit einem Seufzer. Schon wieder. Ich wollte, er würde mal anfangen, sich für eine andere Epoche zu interessieren. Lektüre über religiöse Gemälde schläfert mich ein.

Aber sie ist gut für deine Seele, hatte Luxford erwidert. Er hatte sich bemüht, freundlich-ironisch zu klingen, obwohl er dabei dachte: Sollte er sich in seinem Alter nicht für Dinosaurier interessieren? Für das Weltall? Großwildjäger? Schlangen und Frösche?

Wie, zum Teufel, kam ein Achtjähriger dazu, über einen Maler des vierzehnten Jahrhunderts nachzulesen? Und warum ermutigt ihn seine Mutter noch dazu?

Die beiden standen einander zu nahe, dachte Luxford nicht zum ersten Mal. Leo und seine Mutter waren seelisch zu stark miteinander verbunden. Es würde dem Jungen ungeheuer guttun, wenn er im Herbst nach Baverstock ins Internat kam. Leo fand die Aussicht gar nicht verlockend, Fiona noch weniger, aber Luxford wusste, es konnte für beide nur gesund sein. Hatte Baverstock nicht auch ihm geholfen? Ihn zum Mann gemacht? Ihm Richtung und Ziel gegeben? Hatte nicht der Besuch einer guten Privatschule ihn dahin gebracht, wo er heute stand?

Er verdrängte den Gedanken daran, wo er heute stand, heute Abend, in dieser Minute. Er musste die Erinnerung an den Brief und alles, was sich daraus ergeben hatte, auslöschen. Nur dann konnte er die Fassade aufrechterhalten.

Dennoch leckten Gedanken wie kleine Wellen an den Barrieren, die er gegen sie errichtet hatte, und Mittelpunkt dieser Gedanken war sein Gespräch mit Eve.

Seit jenem Tag vor vielen Jahren, als sie ihm eröffnet hatte, dass sie schwanger war, hatte er nicht mehr mit ihr gesprochen. Das war genau fünf Monate nach dem Parteitag der Tories gewesen, bei dem sie sich kennengelernt hatten. Das heißt, eigentlich hatte er sie schon von der Universität her gekannt, flüchtig, als Mitarbeiterin der Zeitung, und hatte sie attraktiv gefunden, wenn ihn auch ihre politischen Ansichten abgestoßen hatten. Als er sie in Blackpool unter den grau gekleideten, grauhaarigen und im Allgemeinen graugesichtigen Drahtziehern der Konservativen Partei gesehen hatte, hatte er sie immer noch attraktiv gefunden und ihre politischen Ansichten immer noch abstoßend. Doch da waren sie Journalistenkollegen gewesen – er seit zwei Jahren Leiter des *Globe*, sie politische Korrespondentin beim *Daily Telegraph* – und hatten im geselligen Beisammensein mit anderen Kollegen Gelegenheit zu hitziger intellektueller Auseinandersetzung über den bedingungslosen Machtwillen der Konservativen gefunden. Die intellektuelle Auseinandersetzung hatte zu hitziger körperlicher Annäherung geführt. Nicht nur einmal, das hätte man vielleicht entschuldigen können, hätte es einem Übermaß an Alkohol und sexueller Begierde zuschreiben und vergessen können. Doch die Geschichte hatte sich über die gesamte Dauer des Parteitags hingezogen. Das Ergebnis war Charlotte.

Was hatte er sich damals nur dabei gedacht?, fragte sich Luxford. Er hatte Fiona zur Zeit des Parteitags bereits seit einem Jahr gekannt, hatte gewusst, dass er sie heiraten wollte, hatte sich bemüht, ihr Vertrauen und ihr Herz zu gewinnen, ganz zu schweigen von ihrem verlockenden Körper, und bei der ersten Gele-

genheit hatte er alles verpfuscht. Aber es war noch einmal gutgegangen. Eve hatte nämlich überhaupt nichts von einer Heirat wissen wollen, als er ihr, nachdem er von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, widerstrebend einen Antrag gemacht hatte. Sie war entschlossen gewesen, in der Politik große Karriere zu machen. Eine Heirat mit Dennis Luxford passte nicht in ihre Pläne. »Mein Gott«, hatte sie gesagt, »glaubst du im Ernst, ich würde mich mit einer hämischen Dreckschleuder wie dir zusammentun, nur damit auf der Geburtsurkunde der Name eines Mannes steht? Du bist anscheinend noch verrückter, als deine politischen Ansichten vermuten lassen.« In diesem Sinn hatten sie sich getrennt. Und in den folgenden Jahren, während sie in der politischen Hierarchie aufgestiegen war, hatte er sich manchmal gesagt, dass Eve das geschafft hatte, was er nicht fertiggebracht hatte: Sie hatte mit einem sauberen Schnitt diesen Teil ihrer Vergangenheit aus ihrem Gedächtnis getilgt.

Dass das in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen war, entdeckte er, als er sie anrief. Charlottes Existenz hatte es gar nicht erlaubt.

»Was willst du?«, hatte sie gefragt, als es ihm endlich gelungen war, sie im Unterhaus im Büro des parlamentarischen Geschäftsführers aufzustöbern. »Warum rufst du mich an?« Ihre Stimme war leise und angespannt gewesen. Im Hintergrund waren andere Stimmen zu hören.

»Ich muss dich sprechen«, sagte er.

»Aber ich dich nicht.«

»Es geht um Charlotte.«

Er hörte, wie sie kurz nach Luft schnappte. Aber ihr Ton änderte sich nicht. »Du hast mit ihr nichts zu tun, und das weißt du auch.«

»Evelyn«, sagte er beschwörend, »ich weiß, dass der Anruf dir wie ein Überfall vorkommt.«

»Und zeitlich so günstig!«

»Es tut mir leid. Ich höre, dass du nicht allein bist. Gibt es nicht ein privates Telefon in der Nähe?«

»Ich habe überhaupt nicht die Absicht –«

»Ich habe einen Brief bekommen, in dem man mich anklagt.«

»Das wundert mich nicht. Man sollte meinen, dass ein Brief, in dem du angeklagt wirst, für dich etwas ganz Alltägliches ist.«

»Jemand weiß Bescheid.«

»Worüber?«

»Über uns. Über Charlotte.«

Das schien sie aus der Fassung zu bringen, wenn auch nur einen Moment lang. Zunächst sagte sie gar nichts. Er glaubte hören zu können, wie sie mit einem Finger gegen die Muschel des Telefonhörers trommelte. Dann sagte sie abrupt: »Quatsch!«

»Nein. Hör mir doch nur mal zu.« Er las ihr das kurze Schreiben vor. Wieder sagte sie nichts. Irgendwo im Hintergrund lachte jemand laut. »*Erstgeborenes* Kind, heißt es da«, sagte Luxford. »Jemand weiß Bescheid. Hast du es jemandem erzählt?«

»Freigelassen?«, sagte sie. »Charlotte wird freigelassen?«

In der nachfolgenden Stille spürte Luxford förmlich, wie ihr Verstand arbeitete, während sie versuchte, den möglichen Schaden an ihrer Glaubwürdigkeit und das Ausmaß des politischen Fallout abzuschätzen. »Gib mir deine Nummer«, sagte sie schließlich. »Ich rufe dich zurück.«

Das hatte sie getan. Aber sie war eine andere gewesen. »Denis, Gott verdamme dich«, hatte sie gesagt. »Was hast du getan?«

Keine Tränen, keine Angst, keine Hysterie, keine Selbstwürfe, keine Wut. Nur diese wenigen Worte. Und das Ende seiner Hoffnung, dass der Brief nur ein Bluff sei. Niemand bluffte hier, wie es jetzt schien. Charlotte war verschwunden. Jemand hatte sie in seiner Gewalt, jemand, der die Wahrheit wusste.

Er musste diese Wahrheit vor Fiona verborgen halten. Sie hatte es sich zu einer Art heiligen Pflicht gemacht, in ihrer zehn Jahre währenden Ehe keine Geheimnisse vor ihm zu haben. Unausdenkbar, wie tief das Vertrauen zwischen ihnen erschüttert werden würde, sollte sie das eine Geheimnis erfahren, das er vor ihr bewahrt hatte. Es war schlimm genug, dass er ein Kind gezeugt hatte, das er niemals gesehen hatte. Das würde Fiona ihm vielleicht verzeihen. Aber dieses Kind in der Zeit gezeugt zu haben, als er

Fiona umworben, ein Band zwischen ihnen geknüpft hatte ... Sie würde alles, was von diesem Moment an zwischen ihnen geschehen war, nur noch als die eine oder andere Variation von Verlogenheit sehen. Und Verlogenheit würde sie niemals verzeihen.

Luxford bog von der Highgate Road ab und folgte der Krümmung der Millfield Lane an der Hampstead Heath entlang, wo kleine schwankende Lichter auf dem Weg entlang der Teiche ihm zeigten, dass trotz der späten Stunde und der Dunkelheit noch Radfahrer unterwegs waren, die das freundliche Spätmäiwetter genossen. Er bremste ab, als die Backsteinmauer, die sein Grundstück begrenzte, hinter einer Hecke aus Buchs und Stechpalmen auftauchte. Er fuhr zwischen den Pfeilern hindurch und lenkte den Wagen die Auffahrt hinauf zu der Villa, in der sie seit acht Jahren lebten.

Fiona war im Garten. Aus der Ferne sah Luxford den Schimmer ihres weißen Morgenmantels, der sich vom Dunkelgrün der Farne abhob, und ging über die unregelmäßig gelegten Steinplatten zu ihr. Wenn Fiona die Ankunft des Wagens gehört hatte, so zeigte sie es nicht. Sie schlug den Weg zum größten Baum des Gartens ein, einer schirmartig ausladenden Hainbuche, unter der am Rand des Gartenteichs eine Holzbank stand.

Die langen Mannequin-Beine hochgezogen, die wohlgeformten Füße unter dem fließenden Fall ihres Morgenmantels verborgen, hockte sie auf dieser Bank, als er sie erreichte. Sie hatte sich das Haar hochgesteckt, und das Erste, was er tat, nachdem er sich zu ihr gesetzt und sie liebevoll geküsst hatte, war, die Nadeln zu lösen, so dass es ihr über die Schultern herabfiel. Er betrachtete sie wie stets mit einer Mischung aus Ehrfurcht, Begehren und tiefem Staunen darüber, dass dieses herrliche Geschöpf tatsächlich seine Frau war.

Er war froh um die Dunkelheit, die diese erste Begegnung zwischen ihnen leichter machte. Und er war froh, sie im Freien angetroffen zu haben, denn ihr Garten – das krönende Werk ihres Hausfrauendaseins, wie sie gern sagte – bot ihm Gelegenheit, sie abzulenken.

»Ist dir nicht kalt?«, fragte er. »Möchtest du meine Jacke haben?«

»Der Abend ist so schön«, antwortete sie. »Ich habe es drinnen einfach nicht ausgehalten. Was meinst du, bekommen wir einen scheußlichen Sommer, wenn es im Mai so herrlich ist?«

»Tja, meistens ist es so.«

Ein Fisch durchbrach den Wasserspiegel des Teichs zu ihren Füßen und schlug mit der Schwanzflosse auf ein Seerosenblatt. »Das ist unfair«, sagte Fiona. »Der Frühling sollte eine Verheißung sein, die der Sommer erfüllt.« Sie wies zu einer Gruppe junger Birken in einer Mulde, vielleicht zwanzig Meter von ihrer Bank entfernt. »Die Nachtigallen sind wieder da. Und Leo und ich haben heute Nachmittag eine Braunkehlchenfamilie beobachtet. Als wir die Eichhörnchen gefüttert haben. Liebling, wir müssen Leo beibringen, die Eichhörnchen nicht aus der Hand zu füttern. Ich sage es ihm immer wieder. Aber er behauptet, in England gäbe es keine Tollwut. Und er will sich einfach nicht überlegen, in welche Gefahr er so ein Tier bringt, wenn er es an menschliche Nähe gewöhnt. Willst du nicht noch einmal mit ihm sprechen?«

Wenn er mit Leo sprechen würde, dachte Luxford, dann gewiss nicht über Eichhörnchen. Interesse an Tieren war bei einem kleinen Jungen etwas ganz Normales, Gott sei Dank.

Fiona sprach weiter. Luxford, der merkte, wie vorsichtig sie ihre Worte wählte, wurde unbehaglich zumute, bis ihm klar wurde, worum es ging. »Er hat heute wieder von Baverstock gesprochen, Liebling. Ich glaube, er möchte da wirklich nicht hin. Ist dir das nicht aufgefallen? Ich habe ihm immer wieder erklärt, dass es deine alte Schule ist, und ihn gefragt, ob es ihm denn nicht gefallen würde, ein alter *Bavernian* zu werden wie sein Vater. Aber er sagt immer, nein, das interessiere ihn nicht besonders. Außerdem sei es doch ganz unwichtig, Großpapa und Onkel Jack seien ja auch nicht in Baverstock gewesen und hätten es trotzdem ganz schön weit gebracht.«

»Das haben wir doch alles schon besprochen, Fiona.«

»Ja, ich weiß, Liebling. Immer wieder. Ich möchte nur, dass du weißt, wie Leo dazu steht, damit du morgen früh vorbereitet bist. Er hat mir erklärt, dass er beim Frühstück mit dir sprechen will – von Mann zu Mann, hat er gesagt –, vorausgesetzt, du bist auf, ehe er zur Schule geht. Ich habe ihm gesagt, dass du heute Abend erst spät kommen würdest. Ach, hör doch, Liebling – die Nachtigall! Wunderschön, nicht? Habt ihr übrigens eure Story bekommen?«

Luxford wäre beinahe gestolpert. Ihre Stimme war so ruhig und sanft gewesen. Ihr Haar so weich an seiner Hand. Er hatte versucht, den Duft zu erkennen, den sie trug. Er hatte an das letzte Mal gedacht, als sie sich im Freien geliebt hatten. Und darum hätte er den weichen Übergang, den sanften Umschwung des Gesprächs beinahe nicht bemerkt.

»Nein«, antwortete er und war froh, ihr etwas Wahres berichten zu können. »Der Strichjunge hält sich immer noch versteckt. Wir sind ohne ihn in Druck gegangen.«

»Das muss doch scheußlich sein, einen ganzen Abend damit zu vertun, auf nichts zu warten.«

»Ein Drittel meiner Arbeit besteht darin, auf nichts zu warten. Und ein weiteres Drittel besteht darin zu entscheiden, was am nächsten Tag anstelle von nichts auf die erste Seite kommt. Rodney meint, wir sollten die Story erst mal ruhen lassen. Wir hatten heute Nachmittag deswegen eine kleine Auseinandersetzung.«

»Ach, er hat übrigens heute Abend hier angerufen und nach dir gefragt. Vielleicht deshalb. Ich habe ihm gesagt, du seist noch in der Redaktion. Er sagte, da hätte er es auch schon versucht, aber vergebens. An deinem Privatanschluss hätte sich niemand gemeldet. So gegen halb neun. Da hast du wohl irgendwo etwas gegessen, hm?«

»Wahrscheinlich, ja. Halb neun?«

»Das hat er gesagt, ja.«

»Ich glaube, um die Zeit hab ich mir mein Sandwich zu Gemüte geführt.« Luxford rutschte auf der Bank herum. Ihm war

heiß und unbehaglich. Er hatte seine Frau nie belogen, jedenfalls nicht nach dieser einzigen Lüge über die unerträgliche Langeweile jenes schicksalhaften Parteitags in Blackpool. Und Fiona war damals ja noch nicht seine Frau gewesen, also wog das doch nicht so schwer, oder? Er seufzte und hob einen kleinen Stein vom Boden unter der Bank auf. Mit dem Daumen schnippte er ihn in den Teich und beobachtete das Spiel der Kräuselwellen an der Wasseroberfläche, als die Fische in der Hoffnung auf Fang herbeischossen. »Wir sollten mal Urlaub machen«, sagte er. »In Südfrankreich. Ein Auto mieten und durch die Provence zu ckeln. Vielleicht für einen Monat ein Haus mieten. Was meinst du? Diesen Sommer?«

Sie lachte leise. Er spürte ihre kühle Hand in seinem Nacken. Ihre Finger gruben sich in sein Haar. »Einen ganzen Monat ohne deine Zeitung? Du würdest dich innerhalb einer Woche zu Tode langweilen. Und fast verrückt werden bei der Vorstellung, dass Rodney Aronson sich inzwischen bei sämtlichen Leuten vom Aufsichtsratsvorsitzenden bis zum Putzpersonal einschmeichelt. Der will deinen Job haben, das weißt du doch.«

Ja, dachte Luxford, genau das wollte Rodney Aronson. Er hatte Luxford seit dessen Ankunft bei der Source auf Schritt und Tritt mit Argusaugen beobachtet und wartete nur auf den einen Fehler, den er dem Aufsichtsratsvorsitzenden melden konnte, um sein eigenes Schäfchen ins Trockene zu bringen. Wenn Charlotte Bowens Existenz als dieser eine Fehler bezeichnet werden konnte ... Aber Rodney konnte unmöglich von Charlotte wissen. Unmöglich. Absolut unmöglich.

»Du bist so still«, bemerkte Fiona. »Bist du sehr müde?«

»Ich habe nur nachgedacht.«

»Worüber?«

»Ich dachte an das letzte Mal, als wir hier im Garten miteinander geschlafen haben. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann es war. Ich weiß nur noch, dass es regnete.«

»Im letzten September«, sagte sie.

Er sah sie über die Schulter hinweg an. »Du weißt es noch.«

»Da drüben bei den Birken, wo das Gras höher ist. Wir hatten uns Wein und Käse mit hinausgenommen. Und im Haus hatten wir Musik an. Wir hatten uns die alte Decke aus deinem Auto geholt.«

»Hatten wir das?«

»Das hatten wir.«

Sie sah verwundert aus im Mondlicht. Sie sah aus wie das Kunstwerk, das sie war. Ihre vollen Lippen waren einladend, der schöne Schwung ihres Halses verlangte nach seinem Kuss, ihr stolzer Körper war eine wortlose Versuchung.

»Die Decke liegt immer noch im Wagen«, stellte Luxford fest. Die vollen Lippen lächelten. »Dann hol sie doch«, sagte sie.

Eve Bowen, Staatssekretärin im Innenministerium und seit sechs Jahren Parlamentsabgeordnete des Wahlbezirks Marylebone, wohnte in der Devonshire Place Mews, einem hakenförmig gekrümmten Sträßchen mit Kopfsteinpflaster, von ehemaligen Stallungen und Remisen gesäumt, die seit Langem schon in elegante Wohnhäuser umgewandelt worden waren. Ihr Haus stand am Nordostende der Straße, doppelt breit und drei Stockwerke hoch, ein ansehnlicher Bau aus Schiefer, Backstein und weißen Holzverzierungen mit einer Dachterrasse, von der üppiges Efeu-gerank herabfiel.

St. James hatte mit Eve Bowen gesprochen, ehe er von zu Hause weggefahren war. Luxford hatte die Verbindung hergestellt und nur gesagt: »Ich habe jemanden gefunden, Evelyn«, ehe er St. James den Hörer gereicht hatte, ohne auf die Erwiderung zu warten. St. James' Gespräch mit der Abgeordneten war kurz gewesen: Er würde unverzüglich bei ihr vorbeikommen, er würde eine Mitarbeiterin mitbringen, ob die Frau Staatssekretärin ihm vorher noch etwas mitteilen wolle.

Ihre erste Antwort war eine brüske Frage gewesen: »Woher kennen Sie Luxford?«

»Durch meinen Bruder.«

»Wer ist das?«

»Ein Geschäftsmann, der sich zu einer Konferenz in London aufhält. Aus Southampton.«

»Verfolgt er irgendwelche eigennützigen Interessen?«

»Die der Regierung oder dem Innenministerium schaden könnten? Das bezweifle ich sehr.«

»Gut.« Sie gab ihm ihre Adresse und schloss dann mit den deutlichen Worten: »Halten Sie Luxford da heraus. Sollte es den Anschein haben, als würde das Haus beobachtet, wenn Sie kom-

men, dann fahren Sie einfach weiter und wir treffen uns später. Ist das klar?»

Sonnenklar. St. James und Helen Clyde ließen gewissenhaft eine Viertelstunde nach Luxfords Abgang verstreichen, ehe sie sich auf die Fahrt nach Marylebone begaben. Es war kurz nach elf, als sie von der Hauptstraße in die Devonshire Place Mews abbogen, und nachdem sie die Straße einmal abgefahren hatten, um sich zu vergewissern, dass niemand in der Nachbarschaft herumlungerte, stellte St. James seinen alten MG vor Eve Bowens Haus ab und nahm die Handkupplung heraus.

Über der Haustür brannte eine Lampe. Im Erdgeschoss warf eine weiße Lampe unregelmäßige Lichtstreifen auf die zugezogenen Vorhänge der Fenster. Als St. James läutete, hörten er und Helen beinahe augenblicklich schnelle Schritte auf einem Marmor- oder Fliesenboden. Dann wurde ein gut geölter Riegel zurückgeschoben, und die Tür ging auf.

Eve Bowen sagte: »Mr. St. James?«, und trat sofort wieder aus dem Lichtschein, der auf sie herabfiel. Sobald St. James und Helen im Haus waren, sperrte sie die Tür ab und schob den Riegel vor. »Bitte«, sagte sie und führte sie über Terrakotta-Fliesen nach rechts in ein Wohnzimmer, wo auf einem Beistelltisch neben einem Sessel ein offener Aktenkoffer lag, aus dem braune Hefter, Manuskripte, Zeitungsausschnitte, Telefonnachrichten und Dokumente aller Art hervorquollen. Eve Bowen klappte den Deckel herunter, ohne das Durcheinander zu ordnen, nahm ein schweres grünes Weinglas, trank es aus und goss sich aus einer Flasche Weißwein, die in einem Kübel auf dem Boden stand, neu ein.

»Es würde mich interessieren«, sagte sie, »wie viel er Ihnen für diese Farce bezahlt.«

St. James war verblüfft. »Wie bitte?«

»Es ist doch klar, dass Luxford hinter dieser Sache steckt. Aber ich sehe Ihnen an, dass er Ihnen das noch nicht anvertraut hat. Wie klug von ihm.« Sie setzte sich in den Sessel, in dem sie offensichtlich vor ihrer Ankunft schon gegessen hatte, und wies sie zu einer dunkelbraunen Polstergarnitur, die aussah, als bestünde

sie aus riesigen aneinandergenähten Kissen. Sie stellte ihr Weinglas auf ihre Knie und balancierte es mit beiden Händen auf dem schmalen Rock ihres schwarzen Nadelstreifenkostüms. Bei diesem Anblick erinnerte sich St. James plötzlich an ein Interview mit der Staatssekretärin, das er gelesen hatte, kurz nachdem sie von der Regierung in ihr derzeitiges Amt berufen worden war. Keiner würde ihr nachsagen können, dass sie nach Art ihrer Kolleginnen im Unterhaus versuche, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, hatte sie erklärt. Sie sähe keine Notwendigkeit, sich in Scharlachrot zu werfen, um sich von den Männern abzuheben. Das schaffe sie auch mit ihrem Verstand.

»Dennis Luxford ist ein gewissenloser Mensch«, sagte sie unvermittelt. Ihre Stimme war kühl und schneidend. »Er ist der Dirigent, der bei diesem Stück den Taktstock schwingt. Nicht direkt, natürlich. Ich vermute, selbst er würde sich scheuen, kleine Mädchen von der Straße weg zu entführen, obwohl er wahrhaftig vor keiner Schweinerei zurückschreckt. Aber machen Sie sich nur nichts vor, er hält Sie zum Narren und versucht das auch mit mir. Aber ich lasse es mir nicht gefallen.«

»Wie kommen Sie darauf, dass er an der Entführung beteiligt sein könnte?« St. James ließ sich auf dem Sofa nieder und fand es trotz seiner Formlosigkeit ausgesprochen bequem. Vorsichtig streckte er sein geschientes Bein aus. Helen blieb, wo sie war. Sie stand vor dem Kamin und einer Wandnische, in der eine Sammlung von Trophäen ausgestellt war. Sie wollte Eve Bowen von einem Platz aus beobachten können, wo es nicht auffiel.

»Weil es nur zwei Menschen gibt, die wissen, wer der Vater meiner Tochter ist. Der eine bin ich. Der andere ist Dennis Luxford.«

»Ihre Tochter selbst weiß es nicht?«

»Natürlich nicht. Und es ist ausgeschlossen, dass sie von selbst dahintergekommen sein könnte.«

»Und Ihre Eltern? Ihre Familie?«

»Niemand, Mr. St. James, außer Dennis und mir.« Sie trank einen gemessenen Schluck von ihrem Wein. »Sein Revolverblatt

hat es sich zum Ziel gemacht, die Regierung zu Fall zu bringen. Und im Augenblick spielen ihm die Umstände in die Hände. Er sieht eine Gelegenheit, die Konservative Partei ein für alle Mal zu erledigen, und er versucht, sie zu ergreifen.«

»Ich kann Ihnen nicht recht folgen.«

»Die Geschichte kommt ihm doch sehr zupass, finden Sie nicht? Das Verschwinden meiner Tochter. Ein angebliches Entführerscheiben in seinem Besitz. Eine Forderung, die Wahrheit über meine Tochter publik zu machen. Und das alles folgt unmittelbar auf Sinclair Larnseys Eskapaden mit einem minderjährigen Jungen in Paddington.«

»Mr. Luxford hat sich nicht gerade wie ein Mann benommen, der dabei ist, eine kleine Entführungsstory zu inszenieren, um Sie den Sensationsblättern zum Fraß hinwerfen zu können«, bemerkte St. James.

»Nicht den Sensationsblättern im Plural«, entgegnete sie. »Einem einzigen Sensationsblatt – dem seinen. Er wird bestimmt nicht zulassen, dass ihm die Konkurrenz seinen Knüller wegschnappt.«

»Ihm scheint aber ebenso viel wie Ihnen daran zu liegen, nichts publik werden zu lassen.«

»Befassen Sie sich mit dem Studium menschlichen Verhaltens, Mr. St. James? Gehört das zu Ihren zahlreichen Begabungen?«

»Ich halte es für klug, mir ein Bild von den Menschen zu machen, die mich um Hilfe bitten. Ehe ich einwillige, ihnen zu helfen.«

»Wie umsichtig. Wenn wir einmal mehr Zeit haben, werde ich Sie vielleicht fragen, was für ein Bild Sie sich von mir gemacht haben.« Sie stellte ihr Weinglas neben ihren Aktenkoffer. Sie nahm die Schildpattbrille mit den runden Gläsern ab, rieb diese an der Armlehne ihres Sessels, als wollte sie sie polieren, und musterte dabei St. James. Das Schildpattgestell hatte etwa die gleiche Farbe wie ihr wohlfrasierter Pagenkopf, und als sie die Brille wieder aufsetzte, stieß ihr oberer Rand an die Spitzen des Ponys, den sie überlang trug, um ihre Augenbrauen zu verde-

cken. »Nur eine Frage«, sagte sie. »Finden Sie es nicht merkwürdig, dass Mr. Luxford sein Entführerschreiben mit der Post erhielt?«

»Selbstverständlich«, antwortete St. James. »Der Brief war gestern abgestempelt. Und wurde möglicherweise sogar am Tag vorher eingeworfen.«

»Während meine Tochter gesund und wohlbehalten zu Hause war. Wenn wir das in Betracht ziehen, können wir also sagen, dass sich der Kidnapper, als er den Brief aufgab, des Ausgangs seiner geplanten Entführung ziemlich sicher war.«

»Oder«, entgegnete St. James, »der Entführer wusste, dass es nichts ausmachen würde, wenn die Sache nicht klappt, weil der Brief in diesem Fall keine Wirkung auf den Empfänger haben würde. Wenn nämlich der Entführer und der Empfänger des Briefes ein und dieselbe Person sind. Oder wenn der Entführer vom Empfänger des Briefes beauftragt wurde.«

»Na bitte.«

»Ich hatte den Poststempel nicht übersehen, Mrs. Bowen. Und ich nehme auch nicht alles, was man mir erzählt, für bare Münze. Ich bin durchaus bereit zu bedenken, dass Dennis Luxford hinter dieser Sache stecken könnte. Ich bin gleichermaßen bereit zu denken, dass Sie selbst dahinterstecken könnten.«

Sie verzog flüchtig den Mund. Dann nickte sie kurz. »So, so«, sagte sie. »Luxford hat Sie also nicht so fest in der Tasche, wie er annimmt, wie? Schön, ich denke, Sie sind in Ordnung.«

Sie stand aus ihrem Sessel auf und trat zu einer abstrakten Bronzeskulptur, die auf einem Podest zwischen den beiden vorderen Fenstern stand. Sie kippte die Skulptur und zog unter ihr einen Brief hervor, den sie St. James brachte, ehe sie zu ihrem Sessel zurückkehrte. »Der Brief wurde irgendwann im Lauf des Tages gebracht. Wahrscheinlich zwischen ein und drei Uhr nachmittags. Meine Haushälterin, Mrs. Maguire, sie ist für heute schon gegangen, fand ihn, als sie von ihrem wöchentlichen Besuch bei ihrem Buchmacher zurückkam. Sie legte ihn zur übrigen Post – Sie sehen ja, er trägt meinen Namen – und dachte erst

wieder an ihn, als ich sie um sieben anrief und nach Charlotte fragte. Nachdem Luxford mit mir telefoniert hatte.«

St. James sah sich den Briefumschlag an, den Eve Bowen ihm gegeben hatte. Er war weiß, ungefütert, ein Briefumschlag, wie man ihn in jedem Schreibwarengeschäft oder Warenhaus kaufen konnte. Nachdem er ein Paar Latexhandschuhe übergezogen hatte, entnahm er das Schreiben. Er entfaltete das einzelne Blatt Papier und legte es in eine Plastikhülle, die er von zu Hause mitgebracht hatte. Dann zog er die Handschuhe wieder aus und las den kurzen Text.

»Eve Bowen – wenn Sie wissen wollen, was Lottie zugestoßen ist, rufen Sie ihren Vater an.«

»Lottie«, bemerkte St. James.

»So nennt sie selbst sich.«

»Wie nennt Luxford sie?«

Eve Bowen ließ sich in ihrer Überzeugung, Luxford sei an der Entführung beteiligt, nicht erschüttern. »Es wäre nicht unmöglich, den Namen herauszubekommen, Mr. St. James«, sagte sie. »Offensichtlich hat ihn ja jemand herausbekommen.«

»Oder kannte ihn bereits.« St. James zeigte Helen den Brief. Sie las ihn, ehe sie sprach.

»Sie sagten, Sie hätten Mrs. Maguire heute Abend um sieben angerufen, Mrs. Bowen. Aber da muss Ihre Tochter doch schon mehrere Stunden verschwunden gewesen sein. Ist Mrs. Maguire das nicht aufgefallen?«

»Doch, es ist ihr aufgefallen.«

»Aber sie hat Sie nicht alarmiert?«

Die Staatssekretärin setzte sich ein klein wenig anders hin. So, wie sie den Atem ausstieß, hätte man es beinahe für einen Seufzer halten können. »Im vergangenen Jahr – eigentlich seit ich im Innenministerium bin – hat Charlotte des Öfteren über die Stränge geschlagen. Mrs. Maguire weiß, dass ich von ihr erwarte, dass sie allein mit Charlotte fertigwird, ohne mich bei der Arbeit zu stören. Als Charlotte nicht nach Hause kam, hielt sie das für eine ihrer Ungezogenheiten.«

»Wieso das?«

»Weil Charlotte mittwochnachmittags Musikstunde hat und da nicht besonders gern hingehet. Sie geht immer nur unter Protest, und meistens droht sie damit, sich selbst oder ihre Flöte in einen Gully zu werfen. Als sie heute nicht direkt nach dem Unterricht nach Hause kam, nahm Mrs. Maguire an, sie sei wieder mal auf Dummheiten aus. Erst um sechs fing sie an herumzutelefonieren, um sich zu erkundigen, ob Charlotte zu einer ihrer Klassenkameradinnen gegangen sei anstatt zur Musikstunde.«

»Sie geht also allein zur Stunde?«, fragte Helen.

Die Abgeordnete hörte die unausgesprochene, aber unvermeidbare Frage hinter Helens Worten: Ließ man ein zehnjähriges Mädchen unbeaufsichtigt in London umherwandern? Sie sagte: »Heutzutage laufen die Kinder in Rudeln herum, falls Sie das noch nicht bemerkt haben sollten. Charlotte dürfte kaum allein gewesen sein. Wenn es wirklich einmal der Fall ist, versucht Mrs. Maguire sie zu begleiten.«

»Versucht.« Das Wort war Helen nicht entgangen.

»Charlotte gefällt es nicht besonders, wenn ihr eine übergewichtige Irin in ausgebeulten Leggings und einem mottenzerfressenen Pullover hinterherschleicht. Aber sind wir nun hier, um meine Erziehungsmethoden zu besprechen, oder um uns darüber Gedanken zu machen, was meiner Tochter zugestoßen ist?«

St. James spürte Helens Reaktion auf die Worte, auch wenn ihr nichts anzusehen war. Die Luft schien zu knistern, als die Feindseligkeit, die die eine Frau ausstrahlte, auf die Ungläubigkeit der anderen stieß. Doch diese Emotionen würden ihnen bei der Suche nach dem Kind nicht weiterhelfen. Er griff deshalb wieder in das Gespräch ein.

»Und nachdem Mrs. Maguire festgestellt hatte, dass Charlotte bei keiner ihrer Schulkameradinnen war, hat sie Sie immer noch nicht angerufen?«

»Ich hatte ihr nach einem Zwischenfall im letzten Monat sehr deutlich zu verstehen gegeben, dass sie während meiner Abwesenheit die alleinige Verantwortung für meine Tochter trägt.«

»Was war das für ein Zwischenfall?«

»Ach, ein typisches Beispiel von Charlottes Dickköpfigkeit.« Die Abgeordnete trank wieder ein Schlückchen Wein. »Charlotte hatte sich im Heizungskeller ihrer Schule versteckt – St. Bernadette in der Blandford Street –, weil sie nicht in ihre Therapie wollte. Sie geht jede Woche, sie weiß, dass sie gehen muss, aber einmal im Monat beschließt sie, nicht kooperieren zu wollen. Das war so eine Gelegenheit. Mrs. Maguire rief mich in heller Panik an, als Charlotte nicht pünktlich nach Hause kam, um zur Therapie zu gehen. Ich musste im Büro alles stehen und liegen lassen und sie suchen. Danach habe ich mich mit Mrs. Maguire hingesetzt und ihr ein für alle Mal klargemacht, wie ihre Pflichten meiner Tochter gegenüber aussehen und von wann bis wann sie diese Pflichten zu erfüllen habe.«

Helen schien völlig perplex über die Erziehungspraktiken der Abgeordneten und drauf und dran, die Frau von Neuem ins Verhör zu nehmen. St. James kam ihr zuvor. Es hatte keinen Sinn, die Staatssekretärin noch mehr in die Defensive zu drängen, zumindest im Moment nicht.

»Wo findet der Musikunterricht statt?«

Nicht weit von der Grundschule, erklärte Eve Bowen, im Cross Keys Close, in der Nähe der Marylebone High Street. Charlotte ging jeden Mittwoch nach der Schule direkt dorthin. Ihr Lehrer war ein Mann namens Damien Chambers.

»Und war Ihre Tochter heute in der Musikstunde?«

Ja, sie war dort gewesen. Mrs. Maguire hatte gleich als Erstes bei Mr. Chambers angerufen, als sie um sechs mit der Suche nach Charlotte begonnen hatte.

»Dann müssen wir mit diesem Mann sprechen«, sagte St. James. »Und er wird wahrscheinlich wissen wollen, warum wir ihn befragen. Haben Sie das berücksichtigt und sich überlegt, wohin das führen kann?«

Eve Bowen hatte sich offenbar bereits damit abgefunden, dass es auch bei einer privaten Untersuchung des Verschwindens ihrer Tochter nicht zu vermeiden war, die Leute zu befragen, die

sie zuletzt gesehen hatten. Und ebendiese Leute würden sich zweifellos ihre Gedanken darüber machen, warum ein verkrüppelter Mann und eine Frau sich nach dem Kind erkundigten. Das war nicht zu ändern. Ihre Neugier würde die Befragten vielleicht dazu verleiten, der Presse einen Tipp zu geben, der Interesse weckte, aber Charlottes Mutter war offenbar bereit, dieses Risiko einzugehen.

»So, wie wir es anpacken, kann die Story nur Spekulation sein«, sagte sie. »Wenn die Polizei eingreift, ist es definitiv.«

»Eine Spekulation, die sich zur Katastrophe auswachsen kann«, sagte St. James. »Sie müssen die Polizei hinzuziehen, Mrs. Bowen. Wenn nicht die zuständige Dienststelle, dann Scotland Yard. Sie haben dank Ihrer Stellung beim Innenministerium den nötigen Einfluss, das durchzusetzen, würde ich vermuten.«

»Ich habe den Einfluss. Und ich will keine Polizei. Das kommt gar nicht in Frage.«

Ihr Gesichtsausdruck war unerbittlich. Er und Helen, das war St. James klar, könnten noch Stunden über diesen Punkt mit ihr diskutieren, ohne dass etwas dabei herauskommen würde. Das, worauf es vor allem anderen ankam, war, das Kind zu finden – und zwar schnell. Er bat um eine Beschreibung des kleinen Mädchens, wie es an diesem Morgen ausgesehen hatte, und um eine Fotografie. Eve Bowen sagte ihnen, dass sie ihre Tochter an diesem Morgen nicht gesehen hatte, dass sie Charlotte morgens niemals zu Gesicht bekam, weil sie stets schon vor dem Erwachen des Kindes das Haus verließ. Aber sie hatte natürlich ihre Schuluniform an. Oben, sagte sie, sei irgendwo ein Foto von ihr, auf dem sie die Uniform trage. Sie ging hinaus, um die Aufnahme zu holen. Die beiden hörten, wie sie die Treppe hinaufstieg.

»Das ist doch mehr als merkwürdig, Simon«, sagte Helen leise, sobald sie allein waren. »So, wie diese Frau sich verhält, könnte man beinahe glauben ...« Sie zögerte. Sie schlang ihre Arme um ihren Oberkörper. »Findest du ihre Reaktion auf Charlottes Verschwinden nicht reichlich unnatürlich?«

St. James stand auf und trat zu der Wandnische beim Kamin, um sich die Trophäen anzusehen. Sie trugen alle Eve Bowens Namen und waren ihr für ihre Leistungen im Dressurreiten zuerkannt worden. Es schien sehr passend, dass sie mehr als ein Dutzend erster Plätze in gerade dieser Sportart erobert hatte. Er hätte gern gewusst, ob ihr politischer Stab ebenso gut parierte, wie ihre Pferde es offensichtlich getan hatten.

»Sie glaubt, dass Luxford die Hand im Spiel hat, Helen«, sagte er. »Und er würde nicht daran denken, dem Kind etwas anzutun. Ihm geht es nur darum, der Mutter einen Schrecken einzujagen. Aber sie scheint entschlossen zu sein, sich keinen Schrecken einjagen zu lassen.«

»Trotzdem – hier, ganz privat, hätte ich schon ein oder zwei Risse im Panzer erwartet.«

»Sie ist Politikerin. Sie will sich auf keinen Fall in die Karten schauen lassen.«

»Aber es geht doch um ihre Tochter! Wieso läuft das Kind allein auf der Straße herum? Und was hat ihre Mutter von heute Abend sieben bis jetzt getan?« Helen wies zum Tisch mit dem Aktenkoffer und den Papieren, die unter dem zugeklappten Deckel heraushingen. »Ich hätte nicht erwartet, dass die Mutter eines entführten Kindes – ganz gleich, von wem es ihrer Meinung nach entführt wurde – die Ruhe hat, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Das ist doch nicht normal. Das alles ist nicht normal.«

»Ich bin ganz deiner Meinung. Aber ich denke, sie weiß sehr wohl, wie das auf uns wirken muss. Sie hätte es nicht in so kurzer Zeit dahin gebracht, wo sie heute steht, wenn sie nicht stets vorher gewusst hätte, wie die Dinge wirken würden.« St. James musterte eine Galerie von Fotografien, die unter drei Grünpflanzen auf einem schmalen Chromtisch mit Glasplatte aufgereiht waren. Er bemerkte ein Bild, das Eve Bowen mit dem Premierminister zeigte, ein anderes mit Eve Bowen und dem Innenminister, ein drittes von Eve Bowen Seite an Seite mit der Prinzessin von Wales, die eine recht spärliche Versammlung von Polizeibeamten willkommen hieß.

»Die Dinge«, sagte Helen, leicht ironisch den Ausdruck wiederholend, den St. James gewählt hatte, »wirken für meine Begriffe bemerkenswert distanziert.«

Draußen wurde die Haustür aufgesperrt, noch während Helen sprach. Die Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Der Riegel wurde wieder vorgelegt. Schritte knallten auf den Fliesen, und ein Mann erschien an der Tür zum Wohnzimmer, gut ein achtzig groß, hager, mit schmalen Schultern. Seine teefarbenen Augen schweiften von St. James zu Helen, doch zunächst sagte er nichts. Er wirkte müde, und sein hellbraunes Haar war jungenhaft zerzaust, als hätte er sich zur Belebung seines Kreislaufs den Kopf massiert.

»Guten Abend«, sagte er schließlich. »Wo ist Eve?«

»Oben«, antwortete St. James. »Sie sucht ein Foto.«

»Ein Foto?« Er warf Helen einen Blick zu und sah dann wieder St. James an. Etwas in ihren Gesichtern schien ihn stutzig zu machen: Sein Ton, der bisher freundlich-gleichgültig gewesen war, wurde plötzlich argwöhnisch. »Was geht hier vor?«, fragte er mit einer aggressiven Schärfe im Ton, die darauf schließen ließ, dass er es gewohnt war, sofort und ehrerbietig Antwort zu erhalten. Offenbar empfangen auch Regierungsmitglieder nur dann Gäste kurz vor Mitternacht, wenn etwas Schwerwiegendes vorlag. »Eve?«, rief er nach oben, ehe er sich wieder St. James zuwandte und fragte: »Ist etwas passiert? Ist mit Eve alles in Ordnung? Hat der Premierminister –«

»Alex!«

St. James konnte Eve Bowen nicht sehen, doch er hörte ihren schnellen Schritt auf der Treppe.

»Was ist hier los?«, fragte Alex sie.

Sie wich der Frage aus, indem sie Helen und St. James vorstellte und dann sagte: »Mein Mann, Alexander Stone.«

St. James konnte sich nicht erinnern, je davon gehört zu haben, dass die Staatssekretärin verheiratet war, aber als sie jetzt ihren Mann vorstellte, sagte er sich, dass er es irgendwo gelesen und in einer besonders verstaubten Schublade seines Gedäch-

nisses abgelegt haben musste, da es ihm unwahrscheinlich vorkam, überhaupt nicht zu wissen, dass Alexander Stone der Mann der Staatssekretärin war. Stone war einer der führenden Unternehmer des Landes, vor allem in der Gastronomie tätig. Ihm gehörte mindestens ein halbes Dutzend eleganter Restaurants von Hammersmith bis Holborn. Er war gelernter Koch, ein Junge aus Newcastle, der es geschafft hatte, seinen Akzent im Lauf seines bewunderungswürdigen Aufstiegs vom Pastetenbäcker zum hochkalibrigen Gastronom abzulegen. Tatsächlich verkörperte er in jeder Hinsicht das Ideal der Konservativen Partei: ein Mann, der es ohne alle Privilegien – und selbstverständlich ohne sich auf staatliche Hilfe zu stützen – zu Erfolg gebracht hatte. Er war die fleischgewordene Möglichkeit, der Meister der Privatinitiative. Kurzum, er war der ideale Ehemann für eine konservative Abgeordnete.

»Es ist etwas passiert«, erklärte Eve Bowen ihm und legte ihm zugleich beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Alex, es ist leider nicht sehr erfreulich.«

Wieder blickte Stone von St. James zu Helen. St. James hatte Mühe zu begreifen, dass Eve Bowen ihren Mann bis jetzt nicht von der Entführung ihrer Tochter unterrichtet hatte. Helen ging es ebenso, wie er sah. Ihre Gesichter boten umfassend Möglichkeit zur Interpretation, und Stone, der sie scharf musterte, wurde blass. »Dad«, sagte er. »Ist er tot? War es sein Herz?«

»Es geht nicht um deinen Vater, Alex. Es geht um Charlotte. Sie ist verschwunden.«

Er starrte seine Frau an. »Charlotte«, wiederholte er verständnislos. »Charlotte. Charlie. Was?«

»Sie ist entführt worden.«

Er sah aus, als hätte er einen betäubenden Schlag erhalten. »Was? Wann? Was ist –«

»Heute Nachmittag. Nach ihrer Musikstunde.«

Mit der rechten Hand griff er sich in sein zerzaustes Haar und brachte es noch mehr durcheinander. »Verdammt noch mal, Eve. Was zum Teufel hat das zu bedeuten? Warum hast du mich

nicht angerufen? Ich war seit zwei im *Couscous*. Das hast du doch gewusst. Warum hast du mich nicht angerufen?»

»Ich habe es erst um sieben erfahren. Und dann ging alles so schnell.«

Er sagte zu St. James: »Sie sind von der Polizei.«

»Keine Polizei«, fuhr seine Frau dazwischen.

Er drehte sich nach ihr um. »Hast du den Verstand verloren? Was zum *Teufel* –«

»Alex!« Die Stimme der Abgeordneten war leise und eindringlich. »Würdest du in der Küche warten? Würdest du uns etwas zu essen machen? Ich komme gleich nach und erkläre dir alles.«

»Erklären? Was denn?«, fragte er scharf. »Was geht hier vor, verdammt noch mal? Wer sind diese Leute? Ich erwarte eine Antwort von dir, Eve.«

»Du wirst sie gleich bekommen.« Wieder berührte sie seinen Arm. »Bitte! Lass mich hier fertig machen. Bitte.«

»Du kannst mich nicht abschieben wie einen deiner beschissenen kleinen Beamten.«

»Das tue ich doch gar nicht, Alex. Wirklich nicht. Lass mich nur hier fertig machen.«

Stone schüttelte ihre Hand ab. »Gott verdammich«, knirschte er. Dann ging er mit langen Schritten durch das Wohnzimmer, durch das anschließende Speisezimmer und verschwand durch eine Schwingtür, die offenbar in die Küche führte.

Eve Bowen blickte ihm nach. Hinter der Schwingtür wurden Schranktüren aufgezogen und krachend zugeschlagen. Töpfe klapperten auf Arbeitsplatten. Wasser rauschte.

Sie reichte St. James eine Fotografie. »Das ist Charlotte.«

»Ich brauche ihren Wochenplan. Eine Liste ihrer Freunde. Die Adressen der Leute, die sie regelmäßig aufsucht.«

Sie nickte, obwohl ihr anzusehen war, dass sie in Gedanken bei ihrem Mann in der Küche war. »Natürlich«, sagte sie und kehrte zu ihrem Sessel zurück. Sie nahm einen Block und einen Füller. Das Haar fiel ihr ins Gesicht, als sie zu schreiben begann.

Helen war es, die die Frage wagte. »Warum haben Sie Ihren

Mann nicht angerufen, Mrs. Bowen? Nachdem Sie gehört hatten, dass Charlotte nicht aufzufinden ist, warum haben Sie ihn da nicht angerufen?»

Eve Bowen hob den Kopf. Sie sah völlig gefasst aus, als hätte sie die Zeit, die sie gebraucht hatte, das Zimmer zu durchqueren, dazu genutzt, alle Emotionen, die sie hätten verraten können, zu unterdrücken. »Ich wollte nicht, dass er auch noch ein Opfer Dennis Luxfords wird«, antwortete sie. »Ich hatte den Eindruck, als seien es schon genug.«

Alexander Stone hantierte in der Küche wie ein Berserker. Er goss Rotwein in die Mischung aus Olivenöl, gehackten Tomaten, Zwiebeln, Petersilie und Knoblauch. Er stellte die Hitze unter dem Topf kleiner und rannte von seinem ihm so teuren ultramodernen Herd zur Arbeitsplatte, wo er mit blitzendem Messer eine Handvoll Champignons hackte. Die fegte er in eine Schale und trug sie zum Herd. Dort begann gerade das Wasser in einem großen Topf zu kochen. Schimmernde Dampfwolken stiegen zur Decke auf, und er musste plötzlich an Charlotte denken, die so wehrlos war. Geisterwolken hätte sie sie genannt und sich ihren Hocker zum Herd gezogen, um mit ihm zu schwatzen, während er arbeitete.

Lieber Gott, dachte er.

Mit geballter Faust schlug er sich hart auf den Oberschenkel. Er spürte das Brennen seiner Augen und sagte sich, seine Linsen reagierten auf die Hitze vom Herd und die Schärfe der brutzelnden Zwiebeln und des Knoblauchs. Dann schimpfte er sich einen feigen Lügner, ließ stehen und liegen, was er tat, und senkte den Kopf. Er keuchte wie ein Marathonläufer, während er versuchte, sich zu beruhigen. Er zwang sich, der Wahrheit ins Auge zu sehen: Er wusste die Tatsachen noch nicht, und solange er sie nicht kannte, vergeudete er mit Wut nur wertvolle Energie. Das würde ihm nicht helfen. Das würde Charlie nicht helfen.

Gut, dachte er. Ja. In Ordnung. Kümmern wir uns um das, was anliegt. Warten wir ab.

Er ging zum Tiefkühlschrank und nahm eine Packung Fettuccine heraus. Erst als er die Nudeln ganz ausgepackt hatte und ins sprudelnde Wasser werfen wollte, wurde ihm bewusst, dass er ihre Kälte an seiner Hand nicht spürte. Bei dieser Erkenntnis ließ er die Pasta so plötzlich in den Topf fallen, dass eine Fontäne kochenden Wassers aufspritzte und sein Kinn nässte. Das spürte er und sprang instinktiv vom Herd weg wie einer, der noch nie in der Küche gearbeitet hatte.

»Verflucht«, flüsterte er. »Verdammtter Mist.«

Er ging zum Kalender, der neben dem Telefon an der Wand hing. Er wollte sich vergewissern. Es war ja möglich, dass er ausnahmsweise vergessen hatte, seinen Arbeitsplan für diese Woche einzutragen, dass er den Namen des Restaurants nicht hinterlassen hatte, in dem er an diesem Tag Köchen und Kellnern auf die Finger gesehen hatte, dass er vergessen hatte, Mrs. Maguire, Charlie, Eve wissen zu lassen, wo er zu erreichen war, dass er ausnahmsweise vergessen hatte, für einen Notfall Vorsorge zu tragen, wenn man ihn dringend brauchen sollte ... Aber da stand es klar und deutlich in dem Kästchen für Mittwoch: *Couscous*.

Gerade so wie für den Vortag *Sceptre* dastand und für den folgenden Tag *Demoiselle*. Und das bedeutete, dass es keine Entschuldigung gab. Es bedeutete, dass er die Fakten hatte. Er konnte seiner Wut freien Lauf lassen, mit Fäusten die Schränke durchschlagen, Gläser und Geschirr zu Boden fegen, Besteck an die Wände schleudern, den Kühlschrank ausleeren und seinen Inhalt unter seinen Füßen zertrampeln ...

»Sie sind weg.«

Er fuhr herum. Eve war zur Tür gekommen. Sie nahm mit müder Bewegung ihre Brille ab und putzte die Gläser am schwarzen Seidenfutter ihrer Kostümjacke. »Du hättest nichts Frisches zu machen brauchen«, bemerkte sie mit einer Kopfbewegung zum Herd. »Mrs. Maguire hat uns sicher etwas dagelassen. Das tut sie doch immer –« Sie brach ab und setzte die Brille wieder auf.

Für Charlotte. Sie wollte die beiden Wörter nicht aussprechen, weil sie den Namen ihrer Tochter nicht aussprechen wollte. Hätte sie es getan, hätte sie ihm das Stichwort gegeben, ehe sie zu einer Auseinandersetzung bereit war. Und sie war schließlich Politikerin, die verdammt genau wusste, wie man die Oberhand behielt.

Als würde die Mahlzeit nicht bereits auf dem Herd köcheln, ging sie zum Kühlschrank. Alexander beobachtete sie, wie sie zwei zugedekte Teller herausnahm, die er bereits inspiziert hatte, und sie zur Arbeitsplatte trug. Sie nahm die Folie von Mrs. Maguires Hinterlassenschaft für den Mittwochabend: gratinierte Makkaroni, Mischgemüse und gekochte neue Kartoffeln mit einer gewagten Prise Paprika.

»Du meine Güte«, sagte sie, als sie die Käseklumpen in der verklebten Makkaronimasse sah.

»Ich lasse Charlie jeden Tag etwas da«, sagte er. »Sie braucht es nur aufzuwärmen, aber sie tut's nicht. Nichts als Fraß mit hochtrabenden Namen, behauptet sie.«

»Ach, und das ist kein Fraß?« Eve warf beide Makkaroniportionen ins Spülbecken und schaltete den Abfallzerkleinerer ein. Das Wasser lief und lief, und Alexander sah ihr zu, wie sie zusah. Er wusste, dass sie die Zeit nutzte, um sich auf das bevorstehende Gespräch vorzubereiten. Ihr Kopf war gesenkt, und ihre Schultern hingen schlaff herab. Ihr Nacken lag bloß. Er war weiß und verletzlich und bettelte um sein Mitleid. Aber es rührte ihn nicht.

Er ging zu ihr, schaltete den Zerkleinerer aus und drehte den Wasserhahn zu. Er nahm sie beim Arm, um sie herumzudrehen. Sie war stocksteif. Er senkte seine Hand.

»Was ist passiert?«, fragte er.

»Das, was ich schon gesagt habe. Sie ist auf dem Heimweg von der Musikstunde verschwunden.«

»Maguire war nicht bei ihr?«

»Anscheinend nicht.«

»Verdammt, Eve! Wir haben das doch x-mal besprochen. Wenn die Frau nicht zuverlässig ist –«

»Sie dachte, Charlotte wäre mit Freunden unterwegs.«

»Sie dachte. Sie dachte! Herrgott noch mal!« Wieder hätte er am liebsten zugeschlagen. Wäre die Haushälterin zur Stelle gewesen, er wäre ihr an die Kehle gegangen. »Warum?«, fragte er scharf. »Sag mir doch nur, warum.«

Sie gab nicht vor, ihn nicht zu verstehen. Sie drehte sich um. Sie kreuzte die Arme über ihrer Brust. Durch diese Haltung wehrte sie ihn sicherer ab, als wenn sie sich auf die andere Seite des Raums zurückgezogen hätte. »Alex, ich musste doch erst mal überlegen, was ich tun soll.«

Er war dankbar dafür, dass sie wenigstens nicht versuchte, bei ihrer früheren Lüge zu bleiben und ihm vorzumachen, es sei alles zu schnell gegangen. Doch das Fünkchen Dankbarkeit änderte nichts – es war wie ein Samenkörnchen, das auf unfruchtbaren Boden fiel.

»Würdest du mir vielleicht erklären, was es da zu überlegen gab?«, fragte er betont ruhig und höflich. »Mir scheint das ganze Problem aus vier simplen Schritten zu bestehen.« Er zählte die Schritte an den Fingern ab: »Charlie wird entführt. Du rufst mich im Restaurant an. Ich hole dich vom Büro ab. Wir fahren zur Polizei.«

»So einfach ist das nicht.«

»Du scheinst irgendwo bei Schritt eins steckengeblieben zu sein. Richtig?« Ihre Miene veränderte sich nicht. Sie trug immer noch diesen Ausdruck völliger Ungerührtheit, der bei ihrer Arbeit so wichtig war. Angesichts Eves Selbstbeherrschung begann Alex die seine zu verlieren. »Verdammt noch mal, ist das richtig, Eve?«

»Soll ich es dir erklären?«

»Du sollst mir sagen, wer diese Leute im Wohnzimmer waren. Du sollst mir sagen, warum zum Teufel du nicht die Polizei alarmiert hast. Du sollst mir erklären – und versuch's mir in zehn Worten oder weniger zu sagen, Eve –, warum du es offenbar nicht für wichtig hieltest, mir Bescheid zu geben, dass meine eigene Tochter –«

»Stieftochter, Alex.«

»Heiliger Himmel! Wenn ich also ihr Vater wäre – und deiner Definition nach genügt es anscheinend, den Samen geliefert zu haben –, dann hätte ich einen Anruf verdient, um zu erfahren, dass mein Kind verschwunden ist. Habe ich das richtig verstanden?«

»Nicht ganz. Charlottes Vater weiß bereits Bescheid. Er hat mich angerufen, um mir zu sagen, dass sie entführt worden ist. Ich glaube, dass er selbst sie entführen ließ.«

Das Nudelwasser suchte sich diesen Moment aus, um überzukochen. Schäumend sprudelte es über den Topfrand und ergoss sich auf den Herd. Mit einem Gefühl, als wate er bis zu den Hüften in Haferbrei, rannte Alex zum Herd, stellte die Hitze kleiner, rührte um, hob den Topf von der Platte, stellte ein Sieb zurecht, während es um ihn herum unablässig *Charlottes Vater, Charlottes Vater, Charlottes Vater* dröhnte. Er legte die Gabel, mit der er umgerührt hatte, sorgsam auf ein Brettchen, ehe er sich wieder zu Eve umdrehte. Sie hatte von Natur aus eine helle Haut, aber in der Küchenbeleuchtung sah sie totenblass aus.

»Charlies Vater«, sagte er.

»Er behauptet, einen Entführerbrief erhalten zu haben. Ich habe ebenfalls einen bekommen.« Alex sah, wie ihre Finger, die ihre Ellbogen umfassten, sich anspannten. Es war, als wollte sie sich wappnen. Das Schlimmste, erkannte er, würde erst noch kommen.

»Weiter«, sagte er ruhig.

»Willst du nicht nach deiner Pasta sehen?«

»Ich habe keinen Appetit. Du?«

Sie schüttelte den Kopf. Doch sie ließ ihn einen Moment allein, um ins Wohnzimmer zu gehen. Er stand inzwischen wie betäubt am Herd, rührte die Sauce und die Fettuccine und fragte sich, wann ihm je wieder nach Essen zumute sein würde. Sie kehrte mit einer offenen Flasche Wein und zwei Gläsern zurück. Sie schenkte an der Bar ein, die sich neben dem Herd befand, und schob ihm eins der Gläser zu.

Er erkannte, dass sie es nicht sagen würde, wenn er sie nicht dazu zwang. Alles andere würde sie ihm sagen – was Charlie vermutlich zugestoßen war, um welche Tageszeit, wie und wann sie davon erfahren hatte. Aber den Namen würde sie nicht aussprechen, wenn er nicht darauf bestand. Die Identität von Charlottes Vater war das einzige persönliche Geheimnis, das sie ihm in den sieben Jahren, seit sie sich kannten, in den sechs Jahren ihrer Ehe nicht anvertraut hatte. Und Alex war es nicht fair erschienen, sie zu drängen. Charlies Vater, wer immer er war, gehörte Eves Vergangenheit an. Alex hatte nur ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft angehören wollen.

»Warum hat er sie entführt?«

Sie antwortete emotionslos, mit einer rein sachlichen Auflistung der Schlussfolgerungen, zu denen sie bereits gelangt war. »Weil er publik machen möchte, wer ihr Vater ist. Weil er die Tories in noch größere Schwierigkeiten stürzen möchte. Weil der Premierminister Neuwahlen ausschreiben lassen muss und meine Partei sie verlieren wird, wenn über Regierungsmitglieder immer neue Sexskandale bekannt werden, die das Vertrauen der Öffentlichkeit in die gewählten Volksvertreter erschüttern, und genau das möchte er erreichen.«

Alex griff das Wort heraus, das ihn am meisten verstörte und ihm zugleich am meisten darüber sagte, was sie so viele Jahre vor ihm verborgen hatte. »Sexskandale?«

Ihre Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln. »Ja, Sexskandale.«

»Wer ist es, Eve?«

»Dennis Luxford.«

Der Name sagte ihm nichts. Jahre der Furcht, Jahre des Kopfzerbrechens, der Spekulationen und Vermutungen, und der Name sagte ihm überhaupt nichts. Ihre Miene sagte ihm, dass sie wusste, dass er mit dem Namen nichts anfangen konnte. Mit einem bitteren kleinen Lachen, das ihr selbst galt, ging sie zu dem kleinen Küchentisch, der in dem Erker mit Blick in den Garten stand. Neben einem der Stühle war ein Zeitschriftenständer.

Dort bewahrte Mrs. Maguire das wenig anspruchsvolle Lese-material auf, mit dem sie sich bei ihrem zweiten Frühstück zu vergnügen pflegte. Eve zog eine Zeitung aus dem Ständer, nahm sie mit zur Bar und legte sie Alex hin.

Im Scharlachrot des Kopfes leuchteten in grellem Gelb die Worte *The Source!* Darunter folgte eine Schlagzeile von mindestens sechs Zentimetern Höhe: *Die geheimen Spielchen des Abgeordneten*, mit zwei Farbfotos, von denen das eine Sinclair Larnsey zeigte, den Abgeordneten aus East Norfolk, wie er mit finsterner Miene in Begleitung eines älteren stöckchenschwingenden Mannes, dem man den Wahlausschussvorsitzenden auf den ersten Blick ansah, aus einem Haus trat; das andere einen roten Citroën, der im Untertitel als »Sinclair Larnseys mobiles Liebesnest« bezeichnet wurde. Der Rest der Titelseite war Überschriften wie »Gewinnen Sie einen Traumurlaub (Seite 11)«, »Frühstück mit Ihrem Lieblingsstar (Seite 8)« und »Baldiger Prozess im Cricket-Mord (Seite 29)« gewidmet.

Stirnrunzelnd blickte er auf die Zeitung hinunter. Sie war knallig und aufdringlich, wie zweifellos beabsichtigt, und er konnte sich vorstellen, dass sie jeden Morgen von Tausenden von Pendlern, die auf dem Weg zur Arbeit etwas Unterhaltsames lesen wollten, gekauft wurde. Aber man brauchte doch nur die schludrige Aufmachung zu sehen, um zu wissen, wie weit der Einfluss dieses Blattes auf die öffentliche Meinung reichte. Wer las schon solchen Schund – abgesehen von Leuten wie Mrs. Maguire, die nicht gerade als eine der bedeutenden intellektuellen Kräfte dieses Landes bezeichnet werden konnte?

Eve kehrte zu dem Zeitungsständer zurück. Sie kramte drei weitere Exemplare des Blattes heraus und legte sie vor ihn auf die Bar. *Die neueste Leiche im Abgeordneten Keller: Schmiegelder für Spitzenbeamte* nahm eine ganze Titelseite ein. *Ex-Geliebte eines Tory-Abgeordneten pakt aus* zierte eine andere. *Königlicher Federball: Wer hält nachts die Prinzessin warm?* sprang einem von einer weiteren Seite entgegen.

»Was soll das?«, fragte Alex. »Dein Fall liegt doch ganz anders.

Was könnten dir die Zeitungen anhängen wollen? Du hast einen Fehler gemacht. Du bist schwanger geworden. Du hast ein Kind bekommen. Du hast es aufgezogen, für es gesorgt und dein Leben weitergelebt. Da ist doch für die Presse nichts zu holen.«

»Du verstehst nicht.«

»Was gibt's zu verstehen?«

»Das ist Dennis Luxfords Zeitung, Alex. Charlottes Vater ist der Chefredakteur dieses Blattes und war Redakteur eines ähnlich widerlichen Blattes, als wir unsere –« Sie zwinkerte hastig, und einen Moment lang glaubte er, sie würde tatsächlich die Fassung verlieren. »Er war bei einem dieser Revolverblätter – immer auf der Jagd nach dem gemeinsten Klatsch, den er auftreiben konnte, ständig darauf aus, jeden in den Dreck zu ziehen, den er demütigen wollte –, als wir in Blackpool unsere kleine Affäre hatten.«

Er wandte den Blick von ihr ab und richtete ihn wieder auf die Zeitungen. Wenn er sie nicht richtig gehört hatte, sagte er sich, brauchte er es nicht zu glauben. Sie machte eine Bewegung, und er sah, dass sie ihr Weinglas ergriffen hatte und es hochhielt, als wollte sie einen Toast ausbringen. Doch sie tat es nicht, sondern sagte stattdessen: »Eve Bowen, zukünftige Abgeordnete der Konservativen Partei, zukünftige Staatssekretärin und zukünftige Premierministerin, damals erzkonservative, gottesfürchtige, selbstgerechte kleine Reporterin, ist mit der übelsten Dreckschleuder des Landes ins Bett gehüpft. Das wird für die Presse noch ein gefundenes Fressen sein. Und dieses Schmierblatt wird die Meute anführen.«

Alex wollte etwas sagen, doch es fiel ihm schwer, weil er in diesem Moment nichts empfand als eine eisige Kälte, die sein Herz einzufrieren schien. Selbst seine Stimme klang wie tot. »Damals warst du noch nicht im Parlament.«

»Eine Nuance, die die Öffentlichkeit bestimmt mit Freuden übersehen wird, das versichere ich dir. Man wird sich vielmehr mit größtem Vergnügen vorstellen, wie wir beide im Hotel in Blackpool auf heimlichen Liebespfaden gewandelt sind und uns

mit ungezügelter Leidenschaft wilder Lust hingegeben haben, ich mit gespreizten Beinen auf einem Bett im Hotelzimmer, danach lechzend, dass Luxford mich mit seinem mächtigen Organ im Innersten aufwühlt, und am nächsten Morgen wieder die brave Jungfer Rühr-mich-nicht-an für die Kollegen. Und dann habe ich jahrelang mit diesem Geheimnis gelebt. Habe behauptet, ich fände alles, wofür dieser Mann steht, zutiefst unmoralisch und verwerflich.«

Alex starrte sie an. Er betrachtete ihr Gesicht, das er so gut kannte: das wohlfrisierte Haar, die klaren hellbraunen Augen, das etwas zu spitze Kinn, die zu schmale Oberlippe. Er dachte: Das ist meine Frau. Das ist die Frau, die ich liebe. Niemand kennt mich so, wie sie mich kennt. Aber kenne ich sie? Er sagte tonlos: »Und tust du das denn nicht? Tatest du es denn nicht?«

Ihr Blick schien sich zu verdunkeln. Als sie ihm antwortete, klang ihre Stimme merkwürdig distanziert. »Wie kannst du mich das überhaupt fragen, Alex?«

»Weil ich es wissen möchte. Ich habe ein Recht, es zu wissen.«

»Was zu wissen?«

»Wer zum Teufel bist du?«

Sie antwortete nicht. Sie sah ihm nur schweigend in die Augen, ehe sie den Topf vom Herd nahm und zum Spülbecken trug, wo sie die Fettuccine in ein Sieb abgoss. Mit einer Gabel hob sie einen Strang Nudeln hoch. »Du hast sie verkochen lassen, Alex«, sagte sie ruhig. »So etwas hätte ich von dir nicht erwartet.«

»Antworte mir!«

»Ich glaube, das habe ich eben getan.«

»Der Irrtum war die Schwangerschaft«, sagte er, »nicht die Wahl des Partners. Du wusstest, wer er ist, als du mit ihm geschlafen hast. Du musst es gewusst haben.«

»Ja. Ich wusste es. Möchtest du, dass ich dir sage, es hat keine Rolle gespielt?«

»Ich möchte, dass du mir die Wahrheit sagst.«

»Gut. Es hat keine Rolle gespielt. Ich wollte mit ihm schlafen.«

»Warum?«

»Er hat mich geistig gefordert. Und das ist etwas, was die meisten Männer nicht einmal versuchen, wenn es ihnen darum geht, eine Frau zu verführen.«

Alex stürzte sich auf das Wort, weil er es brauchte. »Er hat dich verführt.«

»Das erste Mal. Danach war es nicht mehr nötig. Danach beruhte es auf Gegenseitigkeit.«

»Du hast also mehr als einmal mit ihm gevögelt.«

Sie zuckte nicht vor dem Wort zurück, wie er sich das gewünscht hätte. »Ich habe während der ganzen Konferenz mit ihm geschlafen. Jede Nacht. Und beinahe jeden Morgen.«

»Wunderbar.« Er schob die Zeitungen zusammen. Er steckte sie wieder in den Ständer. Er ging zum Herd und nahm den Topf mit der Soße. Er schüttete sie ins Spülbecken und sah zu, wie sie blubbernd in den Ausguss rann. Eve stand immer noch neben dem Abtropfbrett. Er spürte ihre Nähe, aber er konnte sie nicht ansehen. Ihm war, als hätte seine Seele einen tödlichen Schlag empfangen. Das Einzige, was er sagen konnte, war: »Und jetzt hat er Charlie entführt. Luxford, meine ich.«

»Er hat es veranlasst. Und wenn er publik macht, dass er ihr Vater ist – auf der Titelseite seines Blattes –, dann kehrt sie zurück.«

»Warum rufst du nicht die Polizei an?«

»Weil ich ihn zwingen will, Farbe zu bekennen.«

»Und dazu willst du Charlie benutzen?«

»Charlotte benutzen? Was meinst du damit?«

Dies endlich konnte er fühlen, und das tat ihm gut. »Wohin hat er sie gebracht, Eve? Weiß sie, was vorgeht? Ist sie hungrig? Ist ihr kalt? Ist sie vielleicht außer sich vor Angst? Sie wurde von einem Wildfremden auf der Straße entführt. Interessiert dich eigentlich noch etwas, außer deinen Ruf zu retten, das Spiel zu gewinnen und dieses Schwein, Luxford, dazu zu zwingen, Farbe zu bekennen?«

»Mach doch jetzt bitte kein Referendum über die Mutterschaft daraus«, entgegnete sie ruhig. »Ich habe in meinem Le-

ben einen Fehler begangen. Ich habe für diesen Fehltritt bezahlt. Ich bezahle immer noch dafür. Ich werde bis zum Tod dafür bezahlen.«

»Wir sprechen hier von einem Kind, nicht von einem Fehler. Von einem zehnjährigen Kind!«

»Und ich bin entschlossen, sie zu finden. Aber ich werde es auf meine Art tun. Eher verrotte ich in der Hölle, als dass ich mich ihm beuge. Du brauchst dir doch nur seine Zeitung anzusehen, wenn du immer noch nicht begreifst, was er von mir will, Alex. Und ehe du mich wegen meines Eigennutzes verdammst, solltest du vielleicht mal darüber nachdenken, was so ein saftiger Sexskandal in der Zeitung für Charlotte bedeuten würde.«

Er wusste es natürlich. Einer der schlimmsten Alpträume im Leben eines jeden Politikers war die unerwartete Enthüllung eines unerquicklichen Geheimnisses, das man längst begraben und vergessen geglaubt hatte. Wenn dieses Geheimnis erst einmal abgestaubt und veröffentlicht war, führte das dazu, dass jede Handlung, jedes Wort, jede Absicht des Betroffenen argwöhnisch beäugt wurde. Die Existenz dieses Geheimnisses – selbst wenn es im Leben des Betroffenen nur noch eine periphere Rolle spielte – verlangte danach, dass jedes Motiv untersucht, jeder Kommentar abgeklopft, jeder Schritt verfolgt, jedes Schreiben analysiert, jede Rede auseinandergenommen und alles andere so genau wie möglich unter die Lupe genommen wurde, um den Geruch der Heuchelei zu entdecken. Und dieses Misstrauen beschränkte sich nicht auf den Bloßgestellten allein. Alle Familienmitglieder hatten darunter zu leiden, die im Namen des gottgegebenen Rechts der Öffentlichkeit auf Information ebenso durch den Schmutz gezogen wurden. Parnell hatte das erfahren. Profumo ebenfalls. Yeo und Ashby hatten beide die gnadenlose Durchleuchtung ihres Privatlebens ertragen müssen. Nicht der höchste Politiker, nicht einmal die Monarchie selbst war vor öffentlicher Bloßstellung und Verhöhnung sicher; daher wusste Eve, dass man auch bei ihr keine Ausnahme machen würde, schon gar nicht ein Mann wie Luxford, der von

zweifelhaftem journalistischen Ehrgeiz und einer persönlichen Abscheu gegen die Konservative Partei getrieben wurde.

Alex fühlte sich niedergedrückt von der Last. Sein Körper verlangte nach Handeln. Sein Verstand verlangte nach Begreifen. Sein Herz verlangte nach Flucht. Er war hin- und hergerissen zwischen Abneigung und Mitgefühl und fühlte sich von dem inneren Kampf dieser gegensätzlichen Gefühle aufgerieben. Er rang sich zu Mitgefühl durch, wenn auch vielleicht nur für einen Moment.

Mit einer Kopfbewegung zum Wohnzimmer sagte er: »Und wer waren nun die beiden? Der Mann und die Frau?«

Er sah ihr an, dass sie glaubte, sie habe gesiegt. »Er hat früher einmal bei Scotland Yard gearbeitet«, antwortete sie »Sie ist ... ich weiß nicht. Sie ist seine Mitarbeiterin, glaube ich.«

»Und du bist sicher, dass sie dieser Sache gewachsen sind?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Als er mich bat, eine Liste von Charlottes Aktivitäten zu machen, ließ er sie mich zweimal schreiben. Einmal mit meiner Handschrift und das zweite Mal in Druckschrift.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Er hat die beiden Entführerbriefe, Alex, den, den ich bekommen habe, und den anderen von Dennis. Er möchte sich meine Schrift ansehen und sie mit der Schrift der beiden Briefe vergleichen. Er hält es für möglich, dass ich selbst beteiligt bin. Er traut niemandem. Und für mich heißt das, dass wir ihm trauen können.«

»So um fünf nach fünf«, sagte Damien Chambers, dessen Akzent deutlich verriet, dass er aus Belfast stammte. »Manchmal bleibt sie länger. Sie weiß, dass ich erst um sieben wieder Stunde habe, und bleibt darum manchmal noch ein Weilchen. Wir machen dann zusammen ein Konzert – ich mit der *tin whistle* und sie mit den Löffeln. Aber heute wollte sie gleich gehen. Um fünf nach fünf war sie weg.« Mit drei langen Fingern schob er die feinen Strähnen seines rotblonden Haars wieder in den langen Pferdeschwanz, der im Nacken gebunden war, während er auf St. James' nächste Frage wartete.

Sie hatten Charlottes Musiklehrer aus dem Bett geholt, aber er hatte sich nicht darüber beschwert, sondern nur gesagt: »Verschwunden? Lottie Bowen ist verschwunden? Mein Gott!«, und sich entschuldigt, um einen Moment nach oben zu laufen. Wasser begann laut rauschend in eine Badewanne zu strömen. Eine Tür wurde geöffnet und geschlossen. Eine Minute verstrich. Wieder ging eine Tür. Das Wasser wurde abgestellt. Er kam mit eiligen Schritten wieder zu ihnen hinunter. Er hatte einen langen schottisch karierten Morgenrock an und nichts darunter. Seine Knöchel waren nackt, knochenweiß wie die Haut seines Gesichts und seiner Hände. An den Füßen hatte er abgetragene Lederpantoffeln.

Damien Chambers wohnte in einem der engen Häuser im Cross Keys Close, einem Wirrwarr schmaler Kopfsteingassen, das im Lichtschein der altmodischen Straßenlaternen etwas Unheimliches bekam, so dass man versucht war, sich immer wieder umzusehen und noch schneller zu gehen. St. James und Helen hatten nicht bis vor Chambers' Haus fahren können – die Straßen waren zu schmal, und selbst wenn der MG hineingepasst hätte, hätten sie nirgendwo Platz zum Wenden gehabt. Sie hat-

